Th. 4680-2

<3661146661001 9

<3661146661001 9

Bayer. Staatsbibliothek

[Dülon]

Dülons

des

blinden Flötenspielers

Leben und Meynungen

von ihm selbst bearbeitet.

ARMENBIBLIOTHEK

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Theil.

Zürich, bey Heinrich Geßner. 1808.

Mus. th. 4680/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

31 Bmk

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Reise in Begleitung meines Vaters und Bruders.

Da mein Bruder längst den Wunsch geäussert hatte, die Flöte spielen zu lernen, so fiengen wir nunmehr an, ihm Unterricht darauf zu ertheilen. Zu diesem Ende wurde beschlossen, ihn auf unsern fernern Reisen mitzunehmen. Dies kam nun mir besonders sehr zu gute; denn nun blieb ich nicht mehr, wie ehemals, einer traurigen, Gefangenschaft ähnlichen Einsamkeit im verschlossenen Zimmer überlassen, welches bey den

häufigen Geschäften meines Vaters oft mehrere Stunden hinter einander, ja nicht selten bis in den späten Abend der Fall gewesen war. Die Gesellschaft meines Bruders, welcher ich nunmehr beständig theilhaftig war, gewährte mir die angenehmste Unterhaltung, indem wir mancherley vornahmen, um die Zeit zwischen Nutzen und Vergnügen zu theilen. Bald war ich sein Lehrmeister auf der Flöte, bald spielten wir mit einander Piquet, (worin ich es, beyläufig gesagt, ebenfalls gewesen war) bald übten wir uns in der französischen Sprache, bald giengen wir spatzieren, welches letztere, besonders in der vortrefflichen Lindenallee um Leipzig, fast täglich geschah; mit Einem Wort, der kurze Zeitraum, dem dieses Kapitel gewidmet ist, war in der That einer der

heitersten und frohsten meines Lebens; und mit Ausnahme der Trennung von einem Freunde, von welchem ich bald mehr sagen werde, weiß ich mich fast keiner einzigen mißvergnügten Stunde darin zu erinnern. Der sechszehnte war derjenige Tag, an welchem unsre Familie von entgegengesetzten Seiten abreiste; wir drey nahmen unsern Weg auf Dessau, Mutter und Schwester aber kehrten wieder nach Stendal zurück. In Zerbst, wo wir zu übernachten beschlossen hatten, kamen wir gegen Abend an; mein Vater gerieth auf den Einfall, den dortigen Stadtmusikus rufen zu lassen, um sich bey ihm zu erkundigen, ob es wohl der Mühe werth sey, ein Concert zu geben. Dieser widerrieth es uns aber gänzlich; und da wir keine anderweitige Bekanntschaft in Zerbst hatten, so liessen

wir es beym Ausspruch des Ehrenmannes bewenden, und schon am folgenden Vormittag befanden wir uns in Dessau. So bald wir daselbst unter Dach und Fach waren, begab sich mein Vater ins Absteige-Quartier unsers Vetters, des landschaftlichen Accise-Inspektors Schmidt aus Wettin, um zu vernehmen, ob derselbe bereits angelangt sey. Mein Vater hatte ihm nämlich von Magdeburg aus den Tag unsrer Ankunft in Dessau wissen lassen, und ihn, als seinen vieljährigen geprüften Freund, um ein Stelldichein gebeten. Er kam mit der doppelt erfreulichen Nachricht zurück, daß er unsern Vetter bereits gesprochen habe, und daß dieser uns Nachmittags besuchen werde. Man kann leicht denken, mit welcher frohen Ungeduld, mit welchem sehnsuchtsvollen

Verlangen, mit was für einer gespann-
ten Erwartung ich dem Augenblick ent-
gegen sah, der mir einen Mann zufüh-
ren sollte, den mir mein Vater jederzeit
als den besten Menschen, welchen es auf
dem ganzen Erdenrunde geben könnte,
dargestellt hatte. Von diesem Bieder-
manne aller Biedermänner ist nun mein
Herz so voll, daß es mir gefühlvolle
Leser (auf andre rechne ich ohnedies
nicht) gewiß verzeihen werden, wenn
ich mich ein wenig lange bey ihm ver-
weile. Er ist, wie gesagt, mit mir ver-
wandt; in wie fern er dies aber ist,
weiß ich selbst nicht genau zu bestimmen;
doch dies ist ja ohnehin ein Punkt,
worauf bey einem solchen Manne wenig
oder gar nichts ankommt. Edle Seelen
sind mit allen Menschen verwandt,
welche Hülfleistung von ihnen bedürfen,

und nichts als die Unmöglichkeit kann sich dieser Verwandtschaft entgegensetzen. O! daß es mein schwacher Pinsel vermöchte, den Charakter dieses Würdigen so darzustellen, als er es wirklich verdient! Ich will es indessen, so gut ich kann, versuchen. Mit dem edelsten Herzen, mit der liebenswürdigsten Sanftmuth, und mit einer Rechtschaffenheit, die keine Gränzen kennt, verbindet Schmidt eine so vortheilhafte Aussenseite, daß er Jeden, der ihn das erste Mal zu sehen bekommt, sogleich für sich einnimmt *); ja ich getraue mir sogar zu behaupten, daß ein Mensch, der diesen Namen nur einigermaßen verdient, schon in der ersten Viertelstunde seines

*) Diesen Umstand hatte unser blinder Freund doch nur vom Hörensagen!

W.

Beysammenseyns mit ihm, fähig wäre, den tödlichsten Haß, die fürchterlichste Rache, welche er noch in der vorigen seinem Feinde zugeschworen, aus seinem Herzen zu vertilgen; und käme dieser unmittelbar dazu, er würde ihm gerührt entgegen gehen, seine Hand ergreifen, und mit gepreßter Stimme und mit einer Thräne der Wehmuth im Auge zu ihm sagen: Mann, du hast mich tief gekränkt, aber ich verzeihe dir; Groll und Rache sind gänzlich von mir gewichen; sey also versöhnt, und werde, wenn du es kannst, mein Freund. Du staunst über diese plötzliche Veränderung? Du dankst mir? O! danke diesem Engel in menschlicher Gestalt, den du hier vor dir siehst! Nur ihm war es vergönnt, sie in mir zu bewirken, nicht durch Ueberredung, denn er wußte und weiß noch

jetzt nichts von unsrer Veruneinigung; aber höre ihn, und bald wirst du dich, gleich mir, überzeugt fühlen, daß jedes seiner Worte, welches selbst der größte Menschenkenner für einen goldenen Spiegel des reinsten Herzens halten muß, Teufel in Menschen, und Menschen in Engel verwandeln kann. Diese kleine Skizze, in der ich ihn als bloßer Mensch betrachtet dargestellt habe, mag für's erste genug seyn. Von seinen Wissenschaften, deren er in der That nicht wenig besitzt, will ich nur diejenige ausheben, welche er meiner Meynung nach am vollkommensten inne hat, worin er es aber auch mit den größten Männern unsrer Zeit aufnimmt. Es ist nämlich die deutsche Sprache. Hoffentlich wird es meinen Lesern nicht ganz unangenehm seyn, wenn ich ihnen in möglicher Kürze

ein Paar Proben hierüber mittheile. Ich weiß nicht mehr, wer von uns die Frage an ihn ergehen ließ, ob es nicht einen sichern Maßstab gebe, nach welchem man genau bestimmen könne, was für Wörter mit einem Pf oder mit einem bloßen F geschrieben werden müßten. Ich habe, erwiederte er, eine Regel hierüber erdacht, welche mir die sicherste zu seyn scheint. Diejenigen Wörter nämlich, die der Hochdeutsche nur mit einem F auszusprechen pflegt, bey denen aber der Platt- oder Niederdeutsche ein bloßes P hören läßt, wie z. B. Pund, Pert, Pennig (Pfund, Pferd, Pfennig) u. s. w. müssen ausschließlich mit einem Pf geschrieben werden. Ferner sagte mein Vater von gewissen Gegenständen, sie wiegen zwey Centner. Das ist nicht recht gesprochen, versetzte Schmidt; es

heißt, sie wägen zwey Centner. Ich kann mich, fuhr er fort, ordentlicher Weise darüber ärgern, wenn selbst Gelehrte, die doch billig erst über den Ursprung eines Worts nachdenken sollten, bevor sie es hinschreiben, immer mit ihrem Wiegen ans Tageslicht treten; es mag nun die Rede von einer Wiege für Kinder, oder von einer Wage oder Wagschale seyn, das gilt ihnen gleich, und sollte es doch von Rechtswegen nicht.

Doch ich kehre nun wieder zur Ordnung meiner Geschichte zurück, ohne deswegen meinen Freund sogleich aus den Augen zu verlieren. Denn kaum war die Mittagszeit vorüber, als sich dieser schon bey uns einstellte, und uns bis in den späten Abend seine angenehme Gegenwart schenkte. Diese Besuche setzte er nicht nur täglich fort,

sondern er ließ sich auch bisweilen erbitten, bey uns zu übernachten. Die wichtigsten Bekanntschaften, welche ich hier sonst noch machte, waren Kostofsky, der damalige Flötenspieler bey Hofe, ein Schüler von Quantz, und der Musikdirektor Rust. Was jenen anbelangt, so habe ich nie Gelegenheit gehabt ihn zu hören, ausser daß er meine Flöte, die er von ungefähr liegen sah, ergriff, und ein Paar Töne darauf angab, aus denen ich geneigt war zu schliessen, daß sein Ton mit dem der übrigen Quantzischen Schüler übereinstimmend sey. Was aber Herrn Rust betrift, so kannte man ihn damals schon seit einigen Jahren aus verschiedenen Klavier-Concerten, Variationen u. dergl. als einen Componisten, dem es mehr um Schönheit der Gedanken, als um Richtigkeit

des Satzes zu thun gewesen war. Diese beyden Männer sind indessen längst gestorben.

Am ein und zwanzigsten gab ich ein Concert, welches mir bey weitem mehr Ruhm als Geld einbrachte, indem bald nachher in der Dessauer Zeitung ein Aufsatz erschien, worin dasselbe auf eine sehr schmeichelhafte Weise für mich dargestellt ward. Am folgenden Tage machten wir in Begleitung unsers mehrerwähnten Vetters eine Lustfahrt nach Oranienbaum und Wörlitz, und kehrten, als es bereits finster geworden war, wieder nach Dessau zurück.

Am vier und zwanzigsten verliessen wir diese Stadt, und dies war auch der Tag, an welchem Schmidt den Seinigen versprochen hatte, sich wieder bey ihnen einzufinden; und da nun beyde Wege,

sowohl der nach Halle, welches der unsrige war, als der nach Wettin, über Radegast führten, so blieb er bis dahin unser Reisegefährte. Weiter ließ er sich aber durchaus nicht bewegen uns zu begleiten, ungeachtet an diesem Orte kein Fuhrwerk zu haben war, und er sich also genöthigt sah, die dritthalb Meilen von Radegast bis Wettin zu Fuße zu machen. Umsonst drangen wir mit Bitten und Vorstellungen in ihn; vergebens suchten wir ihm einzureden, daß das stürmische und regnichte Wetter, welches wirklich diesen Tag unaufhörlich fortwährte, es ihm durchaus unmöglich mache, seinen Wohnort noch heute zu erreichen. Ich bin (erwiederte er) von euern gütigen Gesinnungen gegen mich zu sehr überzeugt, um nicht zu wissen, daß ihr meine Gesellschaft ungerne ver-

liert; und gewiß kann euch mein Abschied nicht näher zu Herzen gehen, als mir der eurige. Ich würde daher auch ohne euer Zureden länger bey euch bleiben, wenn mir die Erfüllung meines Versprechens nicht über alles gienge; und da dies meine Familie ein= für allemal weiß, so würde eine Abweichung hievon ihr meinetwegen die größte Sorge und Angst verursachen. Uebrigens kömmt es ja nur auf euch an, ob wir uns bald wieder sehen werden oder nicht. Wenn ihr mit eurem Geschäft in Halle fertig seyd, was hindert euch alsdann, mich auf einige Tage zu besuchen? — Mit freudigem Herzen versprachen wir ihm dies, mit gerührtem sagten wir einander Lebewohl, und fort war er. — So handelte Schmidt, und Jeder, dem Treu und Glauben nicht leere Worte sind,

wird an seiner Stelle nicht anders verfahren.

In Halle wurden wir gleich nach unserer Ankunft auf eine sehr angenehme Weise überrascht. Im nämlichen Gasthofe, in welchem wir abtraten, befand sich zufälliger Weise der Musikdirektor Hiller aus Leipzig. Dieser große Mann kannte mich bereits dem Namen nach; er hörte also kaum, daß ich der neue Ankömmling sey, als er sich auch schon auf unserm Zimmer befand. Ein Besuch, auf welchen ich in der That die größte Ursache hatte stolz zu seyn. Er äusserte den Wunsch, daß wir doch nach Leipzig kommen möchten, indem das dortige Publikum schon längst darauf gehofft hätte. Von ihm könnten wir versichert seyn, daß er alles beytragen würde, was in seinem Vermögen stünde,

um uns den Aufenthalt daselbst so nütz-
lich als angenehm zu machen. Indessen
waren wir für diesmal nur auf einige
Minuten so glücklich, uns seiner Gegen-
wart zu erfreuen, indem anderweitige
Geschäfte ihn abriefen. Doch da so eben
von ihm die Rede ist, so mag es mir
immer vergönnt seyn, meine Meynung
über ihn hier kürzlich einzuschalten. Daß
Hiller nicht nur selbst zu den originell-
sten und gründlichsten Tonsetzern gehört,
sondern daß er sich auch um verschiedene
Meisterwerke früherer Componisten ver-
dient gemacht, sie mit blasenden Instru-
menten bereichert, und ihnen hin und
wieder ein neueres Gewand gegeben;
daß er sich ferner durch sein vortrefflis-
ches Werk über den musikalisch richtigen
und über den musikalisch zierlichen Ge-
sang ein bleibendes Denkmal gesetzt hat,

welches ihm nicht nur den Dank der Mitwelt, sondern auch den der spåten Nachwelt zusichert. — Alles dieses sind Thatsachen, worüber es nur Eine Stimme giebt. Daß seine theatralischen Werke schon seit vielen Jahren von den grösfern und reichhaltigern eines Mozart, Winter, Dittersdorf und mehrern Lichtern ihrer Zeit verdrängt worden sind, dies kann weder den Kenner noch den bloßen Liebhaber wundern. Daß aber die neuen Sonntagskinder, die Alten überall und nirgend, die Donauweibchen, die Schwestern aus Prag, und noch unzählige andre Gallerien von Kontertänzen und Walzern, ein gleiches Glück gemacht haben, dies läßt sich meiner Meynung nach durch nichts anders, als durch das zwar kleine, aber dennoch viel bedeu-

tende, fast möchte ich sagen allregierende Wörtchen Mode einigermaßen entschuldigen. Ich, und gewiß noch mancher Andre mit mir, würde, trotz der Verschiedenheit des Geschmacks, doch weit lieber eine Jagd neben einer Zauberflöte, eine Liebe auf dem Lande neben einer Liebe im Narrenhause, ein Erndtefest neben einem unterbrochenen Opferfeste hören, als die vorbesagten Walzer und Kontertänze, von denen einer immer dem andern auf dem Fuße folgt, und die sich ihrer unzähligen Menge wegen oftmals so ähnlich sehen, als ein Tropfen Wasser dem andern. Ich weiß voraus, daß mich diese Aeusserung in den Augen vieler wo nicht lächerlich machen, doch wenigstens als einen Sonderling darstellen wird; aber ich habe sie dennoch gewagt, und

dies um desto zuversichtlicher, da die Leipziger Musikalische Zeitung die Trivialität der Wenzel, Müllerischen und Kauerschen Compositionen zu verschiedenen Malen sehr scharf gerügt hat.

Ich kehre nun wieder nach Halle zurück, wo ich den Tag nach meiner Ankunft die Freude hatte, den dortigen Musikdirektor Türk, dessen eifriger Verehrer ich schon seit geraumer Zeit war, persönlich kennen zu lernen. Um auch über diesen in wenigen Worten meine Gedanken zu sagen, bedarf es weiter nichts, als in das allgemeine Urtheil mit einzustimmen, welches man längst über ihn gefällt, und welchem zufolge man ihn als einen klassischen Kirchen-Componisten anerkannt hat. Auch als musikalischer Schriftsteller kann er gewiß auf den Namen eines der größten

Männer in unserm Fache Anspruch machen.

Am acht und zwanzigsten gab ich Concert; am neun und zwanzigsten wurden wir bey dem verdienstvollen Herrn Professor Niemeyer eingeladen, wo wir den Abend bey Musik und heitern Gesprächen sehr angenehm zubrachten.

Ich würde nun Halle für diesmal wieder verlassen, wenn mich nicht die Gefühle der Freundschaft und Dankbarkeit aufforderten, eines Briefes zu erwähnen, welchen wir einige Tage vor der Abreise von unserm Vetter Schmidt erhielten, und worin uns dieser vor allem benachrichtigte, daß er, trotz unserer vorgegebenen Unmöglichkeit, doch noch am Abend des Tages, an welchem er uns verlassen, glücklich bey den Seinigen angelangt sey. Hierauf wieders

holte er seine Bitte um Erfüllung unserer letzten Zusage, und schloß mit folgenden Worten, welche, so schmeichelhaft sie mir auch waren, und so wenig ich mich ihrer werth achtete, dennoch aus wahrer aufrichtiger Zuneigung entsprangen. Das Schreiben war nämlich an meinen Vater insbesondre gerichtet: „Grüssen Sie Ihren Sohn, und versichern Sie denselben, daß ich nie aufhören werde ihn zu lieben. Die Liebe ist das reinste Vergnügen, wenn sie sich auf die Vollkommenheit des Gegenstandes erstreckt; hier ist der Fall.“

Am dreyssigsten waren wir früh bey der Hand, unser Versprechen in Erfüllung zu bringen. Wenn ich ein Sophist wäre, so hätte ich hier die schönste Gelegenheit, nach Art dieser Herren zu beweisen, daß Wortbrüchigkeit bisweilen

eine größere Tugend sey als Worthalten. Da bekanntermaßen längst alle Philoso=phen darüber einig geworden sind, daß die Tugend in der Aufopferung besteht, wie groß würde nun nicht die unsrige gewesen seyn, wenn wir, statt nach Wettin zu reisen, einen andern Weg eingeschlagen hätten? Wir fanden es jedoch nicht für rathsam auf diese Weise tugendhaft zu seyn, sondern folgten den Trieben unsers Herzens; und da diese hier mit der Vernunft Hand in Hand giengen, so war dies auch ganz der Ordnung gemäß. Genug, wir kamen gegen die Mittagszeit vor der Behau=sung unsers Freundes an. Die Freude des Wiedersehens war von beyden Sei=ten gleich stark; und als sie es einiger=maßen zuließ, das Gespräch auf andre Gegenstände zu lenken, mußten wir

unserm liebreichen Wirth erzählen, wie unser Geschäft in Halle abgelaufen sey. Er that hierauf die Frage an uns, ob wir nicht gesonnen wären, seine einheimischen Freunde und Bekannte mit einem Concert zu regaliren? Mein Vater bejahete dies, setzte aber sogleich hinzu, daß wir kein andres Interesse dabey suchten, als den Wunsch, einige Empfehlungsschreiben nach Cöthen und ein Paar andern Plätzen, wo wir bis dato noch völlig fremd waren, zu bekommen. Wir wurden nun bald darüber einig, das Concert auf den folgenden Tag festzusetzen, und Schmidt übernahm die Besorgung der ganzen Sache. Schon am andern Vormittag ertheilte er uns den Bescheid, daß alles in Richtigkeit sey; daß man unsre Uneigennützigkeit sehr hoch aufgenommen habe, und sich

ein Vergnügen daraus machen werde, uns mit Empfehlungen zu versehen, welche wir dann auch in reichem Maße erhielten. Ein gewisser Herr Hofrath Bertram war nicht nur so gütig seinen Saal herzugeben, sondern behielt auch die ganze Gesellschaft, welche ungefähr zwischen dreyssig und vierzig Personen stark seyn mochte, zum Abendessen bey sich. Dies gab mir Gelegenheit die Erfahrung zu machen, daß wenigstens damals unter den Bewohnern dieser kleinen Stadt ein sehr heiterer und geselliger Ton herrschte, was hoffentlich auch noch jetzt der Fall seyn wird.

Am ersten November reisten wir nach Cöthen. Was uns hier widerfuhr, läßt sich mit wenigen Worten sagen. Wir wurden in verschiedene Gesellschaften eingeladen; allenthalben überschüttete

man uns mit zuvorkommender Güte und Höflichkeit, und lobte meine geringe Kunstfähigkeit mehr, als sie es in der That verdiente. Besonders wurde sie von einem gewissen Hauptmann Schlägel mit einem Gedicht beehrt, welches ich meinen Lesern nicht ganz mittheilen kann, indem es mir längst ab Handen gekommen ist. Es bestand jedoch nur in sechs Zeilen, von denen die drey letztern folgendermaßen lauten:

Haucht Gefühl in jede Seele,
Wenn ihr könnt, wie Philomele;
Wie Dülon, der Göttersohn.

Am sechsten gab ich ein Concert, welches in aller Betrachtung zu unsrer innigsten Befriedigung ausfiel. Ueberhaupt muß ich dem Cöthner Publikum das gerechte Lob widerfahren lassen, daß es die Kunst zu schätzen weiß. Se. Durch-

laucht der regierende Fürst wohnte dem Concert zwar nicht mit bey, übersandte mir aber dennoch ein Geschenk von zwey Louisd'or. Was den Verfasser der vorerwähnten Verse betrift, so bin ich seit dieser Zeit nicht mehr so glücklich gewesen ihm zu begegnen. Als ich mich vierzehn Jahre darauf wieder in Cöthen befand, sagte man mir, daß er sich bald nach meiner Abreise gleichfalls weggegeben habe, wohin aber, das wußte man nicht.

Am achten setzten wir unsern Wanderstab weiter fort, und blieben die Nacht in Linkel, einem unweit Leipzig gelegenen Dorfe, welches ich ausdrücklich deswegen genannt habe, weil wir hier die Bewirthung ungleich besser fanden, als wir sie bisher auf dem Lande gefunden hatten. Ueberhaupt sind, was diesen

Punkt anbelangt, die Gegenden, wo plattdeutsch gesprochen wird, von denen, wo diese Mundart nicht gebräuchlich ist, sehr verschieden. Dort findet der Reisende fast nirgend etwas anders, als grobes Brod, schlechtes Bier, und in Ermanglung des letztern (welche gar oft Statt findet) einen Schnaps Kornbrantewein, oder, um dem Dinge seinen rechten Namen zu geben, Fusel. Er kann sich in der That glücklich schätzen, wenn Kuhkäse, oder wohl gar Butter, oder, wenn's recht hoch kommt, ein Gericht Kartoffeln vorhanden ist. Auf ein besondres Zimmer darf er vollends nicht rechnen; sein Nachtlager besteht in einer Streue, welche er noch überdies mit Fuhrleuten und Karrenschiebern gemein hat. Hier hingegen findet er fast aller Orten seine besondere Stube, seinen

gedeckten Tisch, seine zwey auch wohl drey Gerichte, welche nicht selten schmackhafter zubereitet sind, als man sie in manchem sogenannten vornehmen Gasthofe einer niedersächsischen oder westphälischen Provinzial-Stadt bekommt, sein gutes Glas Bier oder Wein, ja oftmals beydes, und, was ihm endlich erfreulicher als alles Andre ist, sein Bette, welches gewiß eben so gut, wo nicht bisweilen besser ist, als er es in seinen eignen vier Pfählen hat. Ich würde indessen nicht nur sehr partheyisch zu Werke gehen, sondern auch meiner eignen Erfahrung widersprechen, wenn ich behaupten wollte, daß es nicht von beyden Seiten Ausnahmen gäbe; aber, sowohl dem Himmel sey Dank, als leider sind ihrer nur wenige.

Am neunten Vormittags kamen wir

in Leipzig an. Die glücklichen Tage, welche ich nicht nur diesmal, sondern auch in spätern Zeiten hier erlebt; die liebreiche Aufnahme, so man mir angedeihen ließ, vereinigt mit den mannigfaltigen Vorzügen, welche diese schöne Stadt wirklich vor vielen andern, ja ich möchte fast behaupten, vor allen übrigen in Deutschland besitzt, haben mir eine so große Vorliebe zu ihr eingeflößt, daß ich nie von ihr reden, nie an sie denken kann, ohne in Enthusiasmus zu gerathen; und hätte mich die Vorsehung oder der Zufall, welchem jene, nach meiner Ueberzeugung, dasjenige anheimgestellt seyn ließ, was wir Schicksal zu nennen pflegen, zum Besitzer eines grossen Vermögens gemacht, ich würde sicher keine andre Stadt als Leipzig zu meinem Wohnorte wählen. Denn um hier

bequem zu leben und an allen soliden Vergnügungen Theil nehmen zu können, muß man allerdings im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens seyn! Schon am Tage unsrer Ankunft gieng mein Vater aus, um sein Geschäft zu betreiben, und zugleich Herrn Trommlitz, nach dessen Bekanntschaft wir uns schon längst gesehnt hatten, sein Compliment zu machen. Bey seiner Rückkunft theilte er mir die von ihm erhaltene Nachricht mit, daß der meinen Lesern schon bekannte Doktor Rübock seinen bisherigen Wohnort Büchau verlassen, und sich nach Hannover begeben habe; auch las er mir einen Aufsatz über die Flöte vor, wovon Herr Trommlitz der Verfasser war, und welchen ihm dieser gleichfalls mitgegeben hatte. Dieses kleine Produkt enthielt, wie man es

von einem so verdienstvollen Mann nicht anders erwarten konnte, viel Gutes. Besonders wurden die von Herrn Rübock erfundenen beweglichen Klappen, worüber ich auch bereits meine Meynung gesagt habe, sehr scharf getadelt, und auch hieran fand ich weiter nichts auszusetzen, als daß es in etwas zu bittern Ausdrücken geschah. Der folgende Tag war an sinnlichen und geistigen Vergnügungen (wenn anders beyde nicht ein und dasselbe sind) sehr ergiebig für mich. So bald wir zu Mittag gegessen hatten, verfügten wir uns alle drey (denn mein Bruder wich, seitdem wir Magdeburg verlassen hatten, fast nie von meiner Seite, und es herrschte eine solche Harmonie zwischen uns, als man sie selten unter Brüdern antrift) wir giengen, sage ich, nach dem Gewand-

hause, um der Probe des gewöhnlichen Winter-Concerts, welches daselbst gehalten wird, mit beyzuwohnen. Der Musik-Direktor Hiller, bey welchem mein Vater gleichfalls den Tag zuvor gewesen war, hatte diesen darum ersucht, und zugleich den Wunsch geäussert, mich bey dieser Gelegenheit zu hören. Ich spielte also ein Concert, welches recht eigentlich für Kenner gesetzt war, und wurde nicht wenig überrascht, als ich die meisterhafte Begleitung vernahm. Ich hatte es schon an mehrern Orten produzirt, aber mit so vielem Feuer und Geist, mit solcher Festigkeit war es mir noch nirgend accompagnirt worden, als es hier geschah. Schon allein von dieser Seite betrachtet, hat Leipzig viel mehr Anziehendes für mich, als manche andre Stadt. Denn unstreitig

ist nicht nur das dortige Orchester eins der vorzüglichsten in Deutschland, sondern es herrscht auch bey den Concerten eine Ordnung, wie ich sie, frey heraus gesagt, nirgend mehr gefunden habe. Die Proben werden einen, auch bisweilen zwey Tage vor der Aufführung gehalten. Mit dem Glockenschlage Eins nehmen sie jedesmal ihren Anfang, und wer eine Viertelstunde zu spät kömmt, muß Strafe geben. Auch die Concerte selbst sind nicht so beschaffen, wie an manchen andern Orten, wo fast auf jedes Stück eine Pause folgt, die eben so lang, ja bisweilen noch länger ist als jenes. Dies ist nun aber höchst zweckwidrig; denn natürlicher Weise sind die Pausen ihrer Vielheit wegen doch immer zu kurz, als daß man sich während derselben mit seinen Bekannten über das

Gehörte oder über andre Gegenstände unterhalten könnte; hingegen viel zu lang, um nicht die tödlichste Langeweile dabey zu empfinden, oder wohl gar (welches letztere bey mir oft nahe daran gewesen ist) einzuschlafen. In Leipzig besteht das Concert aus zwey Akten, welche frisch hinter einander weggemacht, und nur von einer einzigen Pause unterbrochen werden, die drey Viertelstunden dauert. Dies ist meines Bedünkens ungefähr diejenige Zeit, in welcher die Spieler sich gehörig ausruhen, und die Zuhörer nach Gefallen mit einander plaudern können; welches letztere hier, im Vorbeygehen gesagt, während der Musik nie, oder doch nur sehr leise geschieht; und wenn sich vollends ein Tonkünstler von Bedeutung hören läßt, so herrscht eine solche Stille, daß man,

wofern es die Musik nicht verhinderte, das Weben einer Spinne vernehmen könnte. Ich fahre nun, in der festen Voraussetzung, daß meine Leser mir diese kleine Digression nicht übel nehmen, und sie für dasjenige, was sie ist, nämlich für einen Tribut, den ich der Wahrheit darzubringen schuldig war, ansehen werden, in meiner Erzählung fort. So bald die Probe geendigt war, wurden wir von unserm Vater in die schöne Lindenallee geführt, welche das innere Leipzig umschließt, und zu den mancherley vortrefflichen Anstalten gehört, welche dieses churſächsische Athen dem kürzlich verstorbenen Kriegsrath Müller zu verdanken hat. Von hier begaben wir uns nach einem ausserhalb der Stadt gelegenen öffentlichen Ort, der unter dem Namen des Kohlgartens

bekannt ist, wo wir uns die Aepfel- und Pflaumen-Kuchen, welche man hier von ausserordentlicher Güte haben kann, trefflich schmecken liessen; und da ich jederzeit ein großer Freund von dergleichen gewesen bin, und es hoffentlich bis in mein spätes Alter bleiben werde, so gewährte auch dieser Genuß mir nicht weniger Vergnügen, als ich ein Paar Stunden zuvor bey Anhörung der vortrefflichen Musik empfand. Warum sollten überhaupt die sinnlichen Genüsse, in so fern sie erlaubt sind, das heißt, in so fern man sich durch ihren Gebrauch weder an der Natur noch an der eingeführten Ordnung versündigt, nicht eben so reine Freuden in uns bewirken können, als die geistigen, und wo ist eigentlich die Gränzlinie zwischen beyden? Wie wenn ich mir sogar zu behaupten

getraute, daß es keinen sinnlichen Genuß giebt, der nicht zugleich geistig, und keinen geistigen, der nicht auch sinnlich ist. In unsern Träumen sowohl, wie in unsern Ideen, finden (könnte man dagegen einwenden) allerdings die letztern Statt; ganz wohl; allein sie bestehen doch blos in der Rückerinnerung an solche Dinge, welche der Seele durch die äussern Sinne eingeimpft worden sind. So ist z. B. der Genuß, den wir durch die Musik erhalten, sowohl geistig als sinnlich; jenes, indem sie die Seele bald mit der erhabensten Andacht, bald mit der reinsten Freude, bald mit einer süssen Schwermuth erfüllt; dieses, weil sie von unsern Hörorganen, welche körperlich, mithin auch sinnlich sind, aufgefaßt werden muß, bevor sie jene Affekte in uns erregen kann. Oder sollte es

wohl einem Taubgebornen möglich seyn, sich einen Begriff von der Tonkunst zu machen? Ich zweifle sehr daran. Eine gleiche Bewandniß hat es mit alle dem, was sich sowohl im Reiche der Natur, als im Gebiete der Kunst dem Auge darbeut; jenes erhebt unser ganzes Innneres, oder mit den neuern Philosophen zu reden, unser eigentliches Ich, zum Lobe, zur Bewunderung, zur Anbetung des großen Werkmeisters; dieses macht uns auf die Schöpferkraft des menschlichen Geistes aufmerksam. Aber wie dunkel und unvollständig sind die Vorstellungen, welche sich ein Blinder, der nie gesehen, von allem dem zu machen im Stande ist! Was er noch einigermaßen davon weiß, kann ihm doch nicht anders, als durch die äussern Sinne des Gefühls und Gehörs mitgetheilt worden

seyn. Da demnach jeder geistige Genuß auch ein sinnlicher ist, warum sollte nicht umgekehrt das, was wir aus keinem andern Grunde blos sinnlich nennen, als weil wir es durch diejenigen Sinne empfangen, die man, ich weiß nicht warum, für gut befunden hat, mit dem Namen der gröbern zu belegen, mit gleichem Rechte geistig genannt zu werden verdienen? Sagte nicht einst der weiseste Mann in Griechenland, als er im Begriffe stand mit seinen Verwandten und Freunden eine Mahlzeit zu halten, er wolle den Göttern ein Dankopfer bringen? Ich, dem es im Traume nicht einfallen könnte, sich einem Sokrates gleich zu stellen, achte mich dennoch höher als Jeden, der beym Genusse dessen, was ihm schmeckt, keines andern Gedanken fähig ist, keine reinere Freude

kennt, als seinen Gaumen zu kitzeln. In derjenigen Zeit, von welcher die Erzählung, deren Faden ich sogleich wieder zur Hand nehmen werde, ausgeht, hatte ich kaum den vierten Theil meines sechszehnten Lebensjahres zurückgelegt; ich war also noch ein unerfahrner Jüngling, und meine Geistesbildung war selbst für dieses geringe Alter sehr beschränkt; aber dennoch ergoß sich beym sinnlichen Vergnügen, welches mir jede wohlschmeckende Speise gewährte, ein reines Dankgefühl gegen den Geber alles Guten in mir. Diese Aeusserung wird hoffentlich Niemand für Selbstlob halten; denn wie könnte ich mir wohl etwas zum Verdienst anrechnen wollen, ohne welches entweder mein Kopf oder mein Herz, oder beydes zugleich, sehr verschroben seyn müßte? Genug, wir ver-

lieſſen den Kohlgarten, und eilten der Behauſung des Herrn Trommlitz zu, wo uns ein neues Vergnügen, oder vielmehr eine Wiederholung des erſtern erwartete, indem gerade auf dieſen Abend das Concert fiel, welches er damals den Winter hindurch wöchentlich hielt. Hier ließ ich mich abermals hören, und war ſo glücklich, ſeinen Beyfall, wie auch den der übrigen Geſellſchaft zu erhalten.

Am ſechszehnten gab ich ein öffentliches Concert, welches zwar bey weitem nicht ſo zahlreich war als diejenigen, ſo ich viele Jahre nachher in Leipzig gegeben habe, und wovon die Folge meiner Geſchichte das Nähere ſagen wird; indeß waren wir doch mit der Einnahme vollkommen zufrieden, beſonders mein Vater, welcher den ganzen übrigen Abend hindurch des Lobens nicht

satt werden konnte, und wohl zehnmal zu mir sagte: ein schönes Concert, mein Sohn; fürwahr ein schönes Concert! Diesen Namen verdiente es nun wohl in ästhetischer Hinsicht bey weitem mehr als in ökonomischer, indem eine würdige Schülerin des großen Hiller, Namens Polleska, dasselbe mit ihrem Sirenen-Gesang unterstützte.

Am zwanzigsten ließ ich mich im gewöhnlichen Winter-Concert gegen ein Douceur von vier Louisd'or hören. Uebrigens weiß ich von meinem damaligen Aufenthalt in Leipzig nichts mehr zu sagen, als daß mein Bruder und ich den erwähnten Kohl- oder Kuchengarten fleissig in Anspruch nahmen, und daß sich Herr Trommlitz sehr freundschaftlich gegen uns bewies, indem er uns fast täglich besuchte, mir ein Concert von

seiner Composition zum Geschenk machte, und uns auf den Abend vor unsrer Abreise zu sich einlud. Hier hatte ich das Vergnügen, einige seiner Duetten mit ihm zu blasen, und ihn als einen guten Flötenbläser kennen zu lernen. Da ich seit dieser Zeit nie wieder mit ihm zusammen gekommen bin, so dürfte sich wohl schwerlich eine günstige Gelegenheit finden, seiner ferner zu erwähnen; weswegen ich mir die Freyheit nehmen will, hier meine Gedanken über ihn beyzufügen. Was demnach fürs erste seine Compositionen anbelangt, so fehlt denselben zwar gänzlich das Gepräge des jetzigen Geschmacks, und der sogenannten Rosalien (die man freylich heut zu Tage nicht mehr gutheissen will) sind noch viele darin vorhanden; dessen ungeachtet aber enthalten seine Sachen bey

weitem mehr Gutes, als die unzähligen Machwerke manches wässerigen Modes Componisten, für welche die musikalische Zeitung eine wahre Geisel ist, indem sie selbige nicht selten als Muster aufstellt, wie man nicht komponiren müsse. Vor allem, was mir von seinen Arbeiten bekannt ist, bin ich sehr geneigt seinen Duetten den Vorzug zu geben, da sie nicht nur als solche betrachtet ziemlich gut gearbeitet sind, sondern sich auch durch eine stete Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Gesangs vor vielen andern sehr vortheilhaft auszeichnen. Wie sehr sich ferner Herr Trommlitz seit mehr als fünf und zwanzig Jahren um die Vervollkommnung der Flöte verdient gemacht hat, ist Jedermann bekannt, also kein Wort mehr hierüber. Der schmeichelhafte Beyfall, welchen er mir öffent-

lich in seinem musikalischen Unterricht zu erkennen gab, verdient meinen innigsten Dank, den ich ihm der Pflicht gemäß hier öffentlich darbringe. Was endlich seine Flöten betrift, so gehören diese unstreitig mit zu den vorzüglichsten, welche vorhanden sind. Ich ließ mir während meines Aufenthalts in Leipzig eine von ihm verfertigen; blieb aber nicht lange im Besitz derselben, worüber ich meinen Lesern gehörigen Orts Rechenschaft geben werde. Vor der Hand will ich nur noch, da gerade von diesem Gegenstand die Rede ist, bemerken, daß ich von Tölke in Braunschweig, Grenser in Dresden und mehrern guten, auch mittelmäßigen Instrumentenmachern, Flöten gehabt habe. Doch da ich die ersten fünf Jahre hindurch nichts als Kirstische blies, so habe ich mich

dermaßen an diese gewöhnt, daß ich immer wieder zu ihnen zurückgekehrt bin, und auffer der im vierzehnten Kapitel erwähnten Rübockischen dermalen keine andre besitze. Es würde indessen sehr vorlaut und anmaßlich seyn, wenn ich geradezu behaupten wollte, daß Herr Kirst in Potsdam bessere Flöten verfertige als alle seine Herren Collegen. Wenn ich mich hingegen blos darauf einschränke, zu sagen, daß ich sie für meinen eignen Gebrauch den übrigen vorziehe, so ist dieses Geständniß individuell, und kann folglich Niemand beleidigen.

Am zwey und zwanzigsten verliessen wir Leipzig, und nahmen unsern Weg auf Dessau. Hier hoffte mein Vater es dahin zu bringen, daß ich bey Hofe gehört würde; allein diese Hoffnung

schlug fehl; wir reisten demnach am sechs und zwanzigsten wieder ab, blieben die Nacht in Dorenburg, und trafen am sieben und zwanzigsten Vormittags in Magdeburg ein.

Zweytes Kapitel.

Abermalige Ankunft meiner Mutter und jüngsten Schwester. Rückkehr und Wiederkunft der erstern. Familien-Reise von Magdeburg bis Mainz.

Da mein Vater, ich weiß nicht mehr ob von Leipzig oder von Dessau aus, an meine Mutter geschrieben hatte, daß sie nebst meiner Schwester nach Magdeburg kommen möchte, so geschah dieses am

dreyssigsten Vormittags. Der Grund dieser abermaligen Zusammenkunft lag in einem Plane, welchen ich, obschon mein Vater der Urheber desselben war, doch nicht anders als thöricht nennen kann, und worin mir hoffentlich meine Leser beypflichten werden; indem er darauf hinauslief, die beyden eben genannten Glieder meiner Familie mit auf Reisen zu nehmen. Ich sah die Unzweckmäßigkeit davon ein, und sträubte mich aus allen Kräften dagegen; denn man kann leicht denken, wie günstig mir die Glücksgöttin seyn mußte, um so viel zu gewinnen, als erfordert wird, nebst vier Begleitern, in den Gasthöfen, wo alles personenweise gerechnet wird, und wo das kleinste Persönchen nicht leicht etwas umsonst erhält, nicht eben prächtig, aber doch wenigstens gut leben und

noch einen Nothpfennig zurücklegen zu können. Doch was den letzten Punkt betrift, so war es bisweilen bey uns so bestellt, daß man gar leicht ein Wortspiel daraus machen könnte. Denn da Sparsamkeit nicht zu den Tugenden meines Vaters gehörte, so trug es sich mehr als einmal zu, daß wohl Noth, aber im eigentlichen Sinne des Worts kein Pfennig vorhanden war, worüber meine Leser in der Folge mehr hören werden. Genug, ich mochte gegen die vorhabende Familien-Reise einwenden was ich wollte, so ward alles mit Scheingründen widerlegt, so daß ich am Ende nichts mehr aufzubringen wußte, und mich genöthigt sah nachzugeben. Auch will ich keineswegs in Abrede seyn, daß die Freude, meine nächsten Verwandten beständig um mich zu haben,

gar bald heller in mir aufglimmte als das dämmernde Licht meiner Vernunft.

Am vierten December kehrte meine Mutter nach Stendal zurück, um von ihren Geräthschaften dasjenige, was sie mitnehmen wollte, nachzuholen; das Uebrige aber theils in klingende Münze zu verwandeln, theils in sichere Verwahrung zu bringen. Am siebenten ließ ich mich in einem vollständigen Concert vor dem Abt zu Klosterbergen hören, welcher mich mit zwey Louisd'or beschenkte und uns zum Abendessen einlud. Am neunten ward ich von einem gewissen Ober-Landbaumeister Wismar abermals zu einem Concert gebeten, welches mir viertehalb Louisd'or einbrachte. Die Abendmahlzeit, welche darauf folgte, war köstlich, die Gesellschaft fröhlich; der Champagner, woran es der liberale

Hauswirth nicht fehlen ließ, trug nicht wenig dazu bey, sie noch fröhlicher und munterer zu machen, und spät nach Mitternacht gieng man erst aus einander. Am zehnten erschien meine Mutter abermals. Am vierzehnten gab ich Concert; am fünfzehnten ließ ich mich in einer vornehmen Gesellschaft Solo hören, wofür ich ein Louisd'or erhielt, und am sechszehnten traten wir endlich unsere Familienreise, welche diesen Tag nur bis Halberstadt gieng, in Gottes Namen an. Man fährt ja, wie Kotzebue in seinem langen Hans (mit dessen Vollendung er uns leider zweymal vergebens hingehalten hat) sehr richtig bemerkt, weit bequemer dabey, wenn man ein Unternehmen in Gottes Namen beginnt, als in seinem eigenen; dort kann man, wenn es fehl schlägt, getrost

unserm Herrgott alles zur Last legen; hier aber ist man gezwungen, sich die Schuld allein beyzumessen. Unsre Bekannten in Halberstadt, von denen ich meinen Lesern zwey namhaft gemacht habe, äusserten eine lebhafte Freude uns wiederzusehen, und wir wurden mit eben der Güte und zuvorkommender Höflichkeit als das erste Mal aufgenommen. Am drey und zwanzigsten gab ich Concert, und ward noch zu einem aufgefordert. Da wir nun, vermöge unsers Reiseplans, Halberstadt in kurzem wieder berühren mußten, so ließ mein Vater einen Zettel zur Unterschrift zurück, welcher während unsrer Abwesenheit zirkuliren sollte.

Am sechs und zwanzigsten giengen wir nach Quedlimburg. Hier darf ich vor allen Dingen nicht unbemerkt lassen, daß

mir mein Vater eines Vormittags aus dem Göttinger Musen-Almanach etwas vorlas, und zu unsrer beyderseitigen Ueberraschung folgendes Gedicht darin fand, mit welchem die Frau Geheime-räthin von Rudloff in Hannover meine geringen Talente beehrt hatte:

Dülon, alle Töne deiner Zauberflöte
Weckten seliger Gefühle viel in mir;
Blindheit, die Gefühl so sehr in dir erhöhte,
Gab der Ewige gewiß voll Weisheit dir.

Andern Menschen, die die Sinne schänden,
Solltest du vielleicht hier eine Lehre seyn,
Künftig ihre Sinne besser anzuwenden,
Sie der Pflicht und Tugend nur zu weihn.

Ach! dein Elend wird nicht immer währen,
Das das allergrößte Erden Elend ist.
Leise trockne ich die mitleidsvollen Zähren,
Wenn mein Auge um dich überfließt.

Das Gefühl, das dich zur beſſern Welt
erhöhet,
Folgt dir, Blinder, auch ins beßre Leben
nach!
Wenn das Erdenblendwerk unſerm Aug'
entgehet,
Wird dein Auge auch zu ew'ger Wonne wach.

Dieſes Gedicht iſt, wie das meinen Leſern bereits mitgetheilte Stralſunder, oftmals abgedruckt dem Publikum ausgetheilt worden; allein ſo oft ich ſeiner gedenke, empfinde ich eine herzliche Betrübniß darüber, daß ich nie ſo glücklich geweſen bin, die würdige Verfaſſerin deſſelben perſönlich kennen zu lernen. Unſtreitig verdient dieſe vortreffliche Frau in Hinſicht auf Geiſtesvorzüge, welche ſie vor Tauſenden ihres Geſchlechts beſitzt, mehr als durch Geburt und Rang, die Hochachtung der Welt; denn dieſe

gab ihr das blinde Ungefähr, jene sie sich selbst; und obschon ich, wie gesagt, sie nur aus vorstehendem Gedichte kenne, auch mich überdies nicht unter die Nierenprüfer zählen kann, so unterstehe ich mich dennoch zu behaupten, daß ihr Herz eben so gut und edel ist, als ihr Geist groß und erhaben. Der helle Verstand eines Heuchlers kann freylich sehr täuschen; aber unmöglich wird er Gefühle, die seinem Besitzer fremd sind, dermaßen darzustellen vermögen, daß sie so zu Herzen gehen, als es in diesem Gedichte wirklich der Fall ist, über welchen letztern Punkt gewiß meine Leser mit mir einig seyn werden.

Am dreyssigsten gab ich in Quedlimburg Concert; am ein und dreyssigsten reisten wir nach Blankenburg, wo am dritten Januar 1785 ein Gleiches geschah.

1785 Am vierten fuhren wir in einem Schlitten nach Halberstadt, und wie es mit dergleichen Fahrzeuge fast immer zu gehen pflegt, so gieng es denn auch hier, das heißt, wir hatten den Spaß umgeworfen zu werden; denn ein Unglück kann ich es nicht nennen, indem alles ohne den mindesten Schaden ablief. — Daß wir sämtlich darüber einen Schrecken bekamen, war wohl ganz natürlich; indeß drückte jeder den seinigen auf eigne Weise aus, welches uns nach der Zeit, so oft wir uns daran erinnerten, Stoff zum lachen gab. In Halberstadt ließ mein Vater sogleich den Mann, der das bewußte Zirkular herumgetragen hatte, zu sich rufen; da aber nur wenige unterzeichnet waren, so wurde aus der ganzen Sache nichts. Indeß hielt es doch mein Vater mit Recht für

seine Schuldigkeit, von unsern Gönnern, mithin auch vom Herrn Kanonikus Gleim Abschied zu nehmen. Dieser gab ihm ein offenes Schreiben mit, in welchem er mich seinen auswärtigen gelehrten Freunden auf eine mir sehr schmeichelhafte Weise empfahl; auch übersandte er mir zwey Theile seiner poetischen Werke, worunter sich seine Kriegslieder befanden, welche gewiß Jeder mit mir für das non plus ultra aller Gedichte dieser Art halten wird; leider aber besitze ich diese unschätzbaren Geschenke längst nicht mehr, indem sie durch eine unglückliche Vergessenheit meiner Reisegefährten in einem Koffer zurückblieben, welchen unser Wirth in Rotterdam für einen Theil der Bezahlung annahm, die wir nicht ganz abtragen konnten, weil wir sonst ausser Stand

gewesen wären, unsre vorhabende Reise nach London zu vollführen; und da es uns binnen Jahresfrist nicht möglich war die Sachen wieder einzulösen, so waren sie nach holländischen Rechten verfallen, wodurch wir einen beträchtlichen Verlust erlitten. Doch genug über diesen unangenehmen Gegenstand, und wieder zur chronologischen Ordnung zurück.

Am fünften giengen wir nach Helmstädt, wo wir versprochenermaßen bey unserm Freunde, dem Concertmeister Stolze, abtraten. Je näher wir dessen Wohnung kamen, um desto bänger ward meinem Vater dabey zu Muthe; denn noch hatte er ihm nichts davon gesagt, und konnte es auch selbst noch nicht wissen, daß wir in so verstärkter Anzahl zurückkommen würden. Er ließ also in einer gewissen Entfernung vom Hause

unsers biedern Freundes halten, stieg ab, benachrichtigte ihn vorläufig über den letzten Punkt, und setzte hinzu, daß es ihm, bey so bewandten Umständen, zu beschwerlich fallen würde, uns aufzunehmen. Nicht im mindesten, erwiederte Stolze; Sie nebst Ihrer ganzen Familie sollen mir herzlich willkommen seyn; auch hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mit Ihren Freunden so viel Umstände zu machen; warum liessen Sie nicht ohne weiters bey mir vorfahren? Letzteres geschah sogleich, und nun wurden wir sämtlich von ihm und seiner guten Frau auf das herzlichste empfangen, und acht Tage hindurch auf das freundschaftlichste bewirthet. Die wackern Leute gaben sich alle nur ersinnliche Mühe uns zu beweisen, wie gut sie es mit uns meynten; kurz, ich sage nicht zu viel,

wenn ich behaupte, daß Stolzens Freundschaft gegen mich seit dem Augenblick ihrer Entstehung so unwandelbar geblieben ist als die Wahrheit. Auſſer ihr wüßte ich nichts, deſſen ich von meinem damaligen Aufenthalt in Helmstädt erwähnen könnte, als daß ich am achten Concert gab. Wir setzten am dreyzehnten unsre Reise nach Braunschweig fort, wo wir, ungeachtet mein Vater nicht Willens war etwas zu unternehmen, (indem es uns das letzte Mal so sehr mißglückt war) dennoch drey ganze Tage liegen blieben, wovon ich in der That keinen Grund anzugeben weiß. Genug, wir fuhren erst am siebenzehnten wieder von dannen, und zwar nach Hildesheim. Hier ließ mich am zwey und zwanzigsten eine Excellenz zu sich rufen, welche ein Concert veranstaltet hatte, um

mich zu hören. Sie unterhielt sich viel mit mir, machte mir Lobeserhebungen und Höflichkeiten aller Art, und beschenkte mich mit einem Louisd'or. Doch da ich in der Folge so glücklich ward, diese Excellenz näher kennen zu lernen, und einen wirklich excellenten Mann in ihr zu finden, so muß ich auch wohl meinen Lesern etwas nähere Auskunft hierüber geben. Es war demnach ein gewisser Herr von Boos, welcher aber, so viel ich weiß, vor einigen Jahren in den Grafenstand erhoben worden ist; er war Domherr in Hildesheim und Mainz, in welcher letztern Stadt er sich den Sommer hindurch aufhielt. Musikalisch ist er meines Wissens nicht; aber er liebt diese Kunst mit Leidenschaft, und ist in der That Kenner genug, um das Gute vom Schlechten sehr richtig zu

unterscheiden. Als Mensch betrachtet, besitzt er ein vortreffliches Herz, und thut den Armen unendlich viel Gutes, wovon ich mehrere Beyspiele anführen könnte und würde, wenn ich nicht befürchten müßte, ihn dadurch zu beleidigen. Denn wer aus reiner Absicht Wohlthaten ausübt, dem ist wahrlich nicht damit gedient, daß sie vor der Welt ausposaunt werden.

Am vier und zwanzigsten gab ich in Hildesheim Concert. Am fünf und zwanzigsten giengen wir nach Hannover, worauf ich mich schon längst gefreut hatte, und wie die Folge lehrte, nicht vergebens, indem ich am dritten Februar ein Concert gab, welches bey weitem das zahlreichste war, was ich je in dieser Stadt gegeben habe; auch trug es viel zur Verbreitung meines öffentlichen

Ruhms bey. Ein Ungenannter, der zu gegen gewesen war, ließ nämlich ins folgende Monatsstück des deutschen Merkurs einen Aufsatz einrücken, welcher viel Schmeichelhaftes über mich enthielt; indeß machte zugleich sein Verfasser, wiewohl in sehr sanften und liebreichen Ausdrücken, meinem Vater den Vorwurf, daß er mich zu wenig schone, indem ich so viel hätte spielen müssen, daß die Zuhörer meinetwegen sehr besorgt gewesen wären. Ob nun wohl mein Vater wußte, daß mir dies gar im mindesten nicht nachtheilig war, indem ich schon als ein Knabe von neun Jahren bisweilen von freyen Stücken sechs Stunden hinter einander blies, ohne daß es mir jemals geschadet hätte, so handelte er doch in gewissem Betracht unrecht, und der Vorwurf war also nicht

ganz ohne Grund. Denn selten gab ich damals ein Concert, worin ich nicht fünf- bis sechsmal auftrat. Seitdem ich aber mit meinen dermaligen Begleitern reise, habe ich es mir zum Gesetze gemacht, mich auf dreymal einzuschränken, so daß dasjenige, womit ich mich hören lasse, gewöhnlich in zwey Concerten und einer Phantasie besteht. Nur da, wo es ausdrücklich verlangt wird, (welche Ehre mir bisweilen widerfahren ist) glaube ich es dem Publikum schuldig zu seyn, diese Regel zu überschreiten. Genug, die Erfahrung bestätigt hier, wie allenthalben, die Richtigkeit des Satzes, daß der Mittelweg immer der beste sey. Denn ist ein Künstler in diesem Stücke zu freygebig, so muß das Vergnügen seiner Zuhörer nicht nur endlich stumpf werden, sondern sich auch in

eine Art von ängstlicher Besorgniß umwandeln, zumal wenn der Concertgebende ein Sänger ist, oder ein blasendes Instrument traktirt. Indessen darf er auch nicht ins entgegengesetzte Extrem verfallen. Ich bin in verschiedenen Concerten zugegen gewesen, worin die Künstler, welche sie gaben, nur ein einziges Mal auftraten. Dies ist nun aber gegen ein Publikum, welches sein baares Geld erlegt hat, um dafür hinlänglich befriedigt zu werden, wirklich eine Art von Knauserey. Ehedem geschah es nicht selten, daß einer oder der andre von meinen Zuhörern zu mir sagte: Aber, mein Gott! wird es Ihnen denn nicht sauer, so entsetzlich viel hinter einander zu spielen? Das muß doch Ihre Brust erstaunlich angreifen; in der That wir bedauern Sie sehr u. s. w. Nunmehr

verhält sich die Sache gerade umgekehrt, indem man mir oft nach geendigtem Concert den schmeichelhaften Wunsch zu erkennen gab, mehr gehört zu haben. Ich gestehe offenherzig, daß mir dieses Wünschen bey weitem besser behagt als jenes Bedauern. Was sich übrigens mit uns in Hannover zutrug, besteht kürzlich darin, daß wir beym Doktor Rübock, welcher sich hier ansässig gemacht hatte, einen sehr vergnügten Tag und in der Gesellschaft unsers würdigen Freundes Mauerhoff mehrere dergleichen erlebten.

Am fünften kehrten wir nach Hildesheim zurück, wo wir bey dem Herrn von Boos zu verschiedenen Malen eingeladen wurden. Unter den Dienern desselben befand sich auch ein gewisser Kramer, welcher bereits einen ziemlich guten Anfang auf der Flöte gemacht

hatte, und viel Anlage besaß, es dereinst recht weit zu bringen. Dieser hatte gegen seinen Herrn den Wunsch geäussert, Unterricht bey mir zu nehmen, wie auch eins von meinen Instrumenten zu besitzen, indem diese mit mehrern Klappen versehen wären. Der Herr von Boos ersuchte uns also um beydes. Zu jenem verstanden wir uns sehr gern, zu diesem hingegen mit Widerwillen. Denn da unsre Flöten fast alle von gleicher Güte waren, so ward uns die Wahl schwer, welche für uns die entbehrlichste sey. Wir liessen uns jedoch nichts davon merken, aus Furcht, uns den Unwillen eines vielbedeutenden Mannes, der uns überdies mit so vieler Güte überhäufte, zuzuziehen; und so mußten wir, wie das gemeine Sprüchwort sagt, in einen sauern Apfel beissen. Es war also der

Herr von Boos, welcher uns die im vorigen Kapitel erwähnte Trommlitzische Flöte für seinen Diener abkaufte; es war aber gleichfalls der Herr von Boos, durch dessen Fürsprache ich am zehnten bey Hofe zu Gehör kam. Am elften spielte ich bey einem Verwandten des damaligen Fürsten, nämlich bey dem Herrn Oberstallmeister Grafen von Westfahl, welcher den Winter hindurch viele Concerte in seinem Hause hält, und sie selbst anführt, worin man ihn unstreitig unter die größten Meister zählen kann. Nach geendigtem Concert überreichte er meinem Vater das Geschenk des Fürsten, welches in acht Louisd'or bestand. Ich bin indessen noch sehr geneigt zu glauben, daß ein großer Theil dieser Summe von ihm selbst herrührte; denn ungeachtet er sehr große Reichthümer

besitzt, so ist er doch gegen Künstler, die es nur einigermaßen verdienen, freygebig. Dies klingt nun freylich sehr paradox; aber die allgemeine Erfahrung bestätigt leider, daß Reichthum und Freygebigkeit selten mit einander gepaart sind; und je mehr sich bey den meisten Menschen jener verstärkt, um desto mehr nimmt diese bey ihnen ab.

Am dreyzehnten ward ich bey einem Domherrn, dessen Namen mir entfallen ist, eingeladen. Er wünschte mich zu hören, konnte aber Krankheitshalber nicht an den öffentlichen Gelegenheiten Theil nehmen. Ich spielte ihm also einige Solo's und Phantasien vor, und er machte mir ein Geschenk, dessen Betrag mir ebenfalls entfallen ist. Am vierzehnten gab ich ein öffentliches Concert, und am achtzehnten reisten wir

nach Eimbeck ab. Hier ließ mein Vater aus dem nämlichen Grunde, wie einst in Zerbst geschehen war, den Stadtmusikus rufen; allein der Erfolg war auch derselbe. Wir setzten also den neunzehnten unsern Weg bis Göttingen fort. Hier lernte ich sehr bald den Herrn Musik-Direktor Förkel kennen, und dieser verdienstvolle Mann wird es mir hoffentlich nicht übel deuten, wenn ich, indem ich meine unvorgreifliche Meynung über ihn der prüfenden Welt vorlege, ganz unpartheyisch zu Werke gehe, und mich genau an dasjenige halte, was mir wahr zu seyn dünkt. Was demnach seine Beurtheilung des Ritters Gluck sowohl, als seine Geschichte der Musik betrift, so kenne ich weder die eine noch die andre; aber aus allem, was ich vielfältig von beyden gehört habe, scheint es

mir ausgemacht, daß diese bey weitem mehr zu seinem Vortheil, als jene zu seinem Nachtheil gereicht. Von demjenigen, was er komponirt hat, kenne ich gleichfalls nichts weiter, als seine Variationen über die allgemein bekannte Melodie, nach welcher es ehemals nur den Engländern vergönnt war, das Lob ihres Königs zu singen; nunmehro hat es ein vaterländischer Dichter auch uns möglich gemacht, sie zum Heil des unsrigen aus patriotischer Kehle erschallen zu lassen. Indessen ist mir auch die so weitläuftige als strenge Kritik bekannt, welche der Abt Vogler über besagte Variationen ergehen ließ, und ich muß freymüthig bekennen, daß ich bey genauer Prüfung nicht umhin kann, diesem in den meisten Stücken beyzupflichten; indem nicht zu läugnen ist, daß

diese Veränderungen eine große Menge von Fehlern gegen den reinen Satz, gegen den guten Geschmack, ja selbst gegen die richtige Art zu variiren, enthalten; wenn anders, was den letzten Punkt betrift, der eben genannte Kunstrichter (wie es mir wenigstens scheint) recht hat. Er setzt nämlich zu guten Variationen zwey Eigenschaften als unumgänglich nothwendig voraus. Erstlich, sagt er, müssen sie durchaus so beschaffen seyn, daß man zu einer jeden die simple Melodie mitsingen kann; zweytens muß jede ihr Eigenthümliches in den Bewegungen haben, und diesem von Anfang bis zu Ende getreu bleiben, so daß man gleichsam schon aus dem ersten Takt das Ganze zu errathen im Stande ist. Indessen scheint es mir doch, als ob der erwähnte Beurtheiler in seinem

Tadel zu weit gegangen sey, indem er manches mit dem Namen Harmoniefehler belegt, was in den Arbeiten aller, als Schulgerecht anerkannten Tonsetzer, ja selbst in Kirnbergers Werken häufig anzutreffen ist; und dieser, sollt' ich glauben, wußte doch wohl, was zum reinen Satze erforderlich sey. Als praktischen Tonkünstler kenne ich Herrn Förkel weiter nicht, als daß ich ihn bisweilen auf dem Klavier habe dirigiren hören, und hierin kann ich ihm, meiner Ueberzeugung gemäß, das Lob eines vollendeten Meisters nicht versagen. Als eigentlichem Solospieler auf diesem Instrument ließ ihm bisher noch jeder Kenner, den ich darüber befragte, gleiche Gerechtigkeit widerfahren. Inzwischen lernte ich hier noch einen Mann kennen, welcher sich mit allen Kräften unsrer annahm;

er lud uns bisweilen bey sich ein, führte uns in einige Gesellschaften oder sogenannte Klubs auf, und trug mit einem Worte zu unserm Nutzen und Vergnügen so vieles bey, daß ich die Hochachtung und Dankbarkeit, welche gegen ihn, wie gegen jeden, der sich mir als ein Biedermann dargestellt hat, aus meinem Herzen unvertilgbar ist, nicht besser als durch die bloße Beysetzung seines Namens an den Tag legen zu können glaube. Es ist demnach kein andrer, als der Universitäts-Buchhändler Dietrich.

Am ersten Merz gab ich ein Concert, welches sehr zahlreich war, und worin der größte Theil meiner Zuhörer mich zu einem zweyten aufforderte. Aber man stelle sich mein Erstaunen vor, als mir mein Vater am folgenden Abend ankündigte, daß Se. Magnificenz der Herr

Prorektor, welches damals der Professor Pütter war, die Erlaubniß dazu verweigert habe. Da hatte nun die hochgepriesene Freyheit der Kunst einmal wieder einen tüchtigen Rippenstoß weg, welcher ihr aber am andern Tag durch ein Paar Handküsse versüßt ward; der Herr Prorektor ließ uns nämlich zweymal bedeuten, daß er uns erlaube Concert zu geben. Am Abend dieses mir allerdings erfreulichen Tages, ließ ich mich in vollständiger Begleitung vor einem gewissen Prinzen von Nassau, welcher sich hier unter den Studirenden befand und ein großer Freund und Kenner der Tonkunst war, hören, und bekam von ihm zwey Louisd'or zum Geschenk. Am achten machte ich von der Freyheit, welche mir am Ende der Herr Prorektor Pütter doch wohl nur darum

entriß, damit er das Vergnügen haben könnte sie mir wieder zu schenken, Gebrauch, indem ich mein zweytes Concert gab, welches aber bey weitem dem erstern nicht gleich kam. Am elften gieng die Reise nach Kassel, und als wir an den Berg kamen, dessen ich im achten Kapitel des ersten Theils erwähnt habe, dachte ich sogleich an jene frohen Momente zurück, in welchen der Genius des Componirens sich das erste Mal auf mich niedersenkte, und mir die Veranlassung gab, dem bewußten Berg den Namen des Menuettenbergs zu schenken. Ich verglich das erste kleine Produkt meiner Phantasie mit demjenigen, was sie sechs Jahre später zum Vorschein gebracht hatte, und wie groß kam ich mir in diesem Augenblick gegen jene frühere Zeit vor! Doch wie unendlich viel kleiner

war ich, als ich die bewußte Paralelle zog, nun wieder gegen gestern und heute, und was für ungeheure Riesenschritte würde ich noch jetzt thun müssen, um, nicht etwa den Gipfel, ach nein! nur die untere und angebaute Region des Aetna-Berges menschlicher Vollkommenheiten zu erklimmen! Doch auch hierzu ist keine Hoffnung mehr vorhanden; denn leider ist der Augenblick nicht mehr fern, in welchem es mit mir wieder Bergab zu gehen beginnen wird. Dieser Gedanke, ich gestehe es, hat mich schon oftmals niedergedrückt. Wenn es die Natur nicht für gut befand, uns bis ins späteste Alter, welches wir erreichen können, an körperlicher und geistiger Vollkommenheit wachsen zu lassen, warum blieben wir nicht wenigstens auf einem gewissen Grade stehen? Weshalb müssen

die meisten von denen, welche das achtzigste Lebensjahr erreicht haben, wieder gänzlich in die Kindheit herabgesunken seyn? *) Sollten wir nicht in träben Stunden fast geneigt werden hieraus den Schluß zu ziehen, daß der Tod uns wieder in jene Bewußtlosigkeit versetzen werde, aus der wir hervor gekommen sind? Ein schauderhafter Gedanke! Doch wer weiß, ob sich nicht auch von dieser

*) Wenn wir bis ins achtzigste Jahr wachsen würden, so wären wir im achtzigsten Jahre nicht alt, und müßten alsdann entweder nach und nach so lange abnehmen, bis unsere Lebenskraft aufgezehrt wäre, oder die Natur müßte uns bey gesundem Leib und vollen Kräften auf einmal mit Gewalt todt machen, wozu sie, wie es scheint, weder Willen noch Vermögen hat.

Seite etwas auffinden läßt, wodurch unsre Fortdauer zu retten ist; wenn nämlich unsre sinnlichen Organe nur bis in ein gewisses Alter zu: alsdann aber wieder abnehmen, so frägt sich's noch sehr, ob es sich, was den letzten Punkt betrift, mit unsern Seelenkräften eben so verhält. Unser Geist, sagt man, wird stumpf; womit aber will man dies beweisen? Etwa damit, daß wir im achtzigsten Jahre nicht mehr fähig sind uns so mitzutheilen, wie wir es im vierzigsten vermochten? Ist nun aber das, wodurch wir uns mittheilen, der Geist, oder sind es die sinnlichen Organe? Einer meiner intimsten Freunde erzählte mir einst folgende Anekdote, welche er irgendwo gelesen zu haben vorgab: Es habe nämlich ein Mensch, der eine Zeitlang seiner Vernunft beraubt gewesen

sey, als er sie wieder erhalten, Dinge verkündigt, die sich während der Zeit seines Wahnsinns in Konstantinopel zugetragen haben. Es gehört allerdings viel dazu, dies nicht für ein Mährchen zu halten; doch gesetzt auch, es sey nichts anders als eine Erdichtung, so verdient dennoch, meiner Meynung nach, ihr Verfasser unsern innigsten Dank; indem es mir sehr wahrscheinlich ist, daß er die Absicht gehabt hat, den Gedanken in uns zu erwecken, daß der Geist, der nicht, wie der Körper, der Ruhe, sondern einer steten Abwechselung in Thätigkeit bedarf, sich von jenem desto mehr absondert, je unbrauchbarer er ihn findet *), so daß er ihn bisweilen ganz

*) Der Gedanke wäre wirklich Dank werth, wenn er nur wahr wäre.

W.

verläßt, um für sich allein zu wirken, von welchem letztern uns die Träume den sichersten Beweis geben *). Ist es demnach gegründet, daß die Seele zwar den Wachsthum, nicht aber die Abnahme an Kräften mit den Sinnen gemein hat, so ist von dieser Seite das empörende Vernichtungssystem gänzlich widerlegt, und sterben heißt alsdann nichts anders, als daß der Geist seine alte verfallene Hülle auf immer verläßt, um eine neue vollkommnere Wohnung in Besitz zu nehmen. Denn ich bin nicht der Meynung, daß in jenem Leben unser ganzes Wesen aus lauter Geist bestehen werde, indem es mir weniger mit der

*) Einen sehr unsichern, da es natürlicher Weise keine Träume giebt, worin der Geist für sich allein wirkt.

Allmacht zu harmoniren scheint, als das Gegentheil. Doch wie darf ich Ungeweihter es wagen, über Dinge zu raisonniren, worüber nun schon Jahrhunderte hindurch die größten Philosophen gedacht, gesprochen und geschrieben haben, ohne daß wir bis dato viel mehr als nichts davon wissen, und auch wohl schwerlich, so lange wir Menschen sind, etwas Sicheres erfahren werden.

Der bewußte Berg, welcher die unschuldige Ursache dieser Abschweifung war, ist nunmehr zurückgelegt, und ich befinde mich in Kassel, von wo aus ich jedoch meinen Lesern nur wenig zu sagen habe. Mein Wunsch, bey Hofe gehört zu werden, gieng nicht in Erfüllung; auch gab ich kein öffentliches Concert, indem man es meinem Vater durchaus widerrieth, dergleichen zu unternehmen.

Ueberhaupt glaube ich, daß in Kassel von jeher nicht viel für reisende Tonkünstler zu machen gewesen ist; denn von keinem einzigen habe ich es noch in dieser Hinsicht loben hören. Ehe ich aber meine Reise weiter verfolge, muß ich eines sehr würdigen Mannes erwähnen, dessen Bekanntschaft mich einigermaßen für die fehlgeschlagene Hoffnung schadlos hielt. Es war der Kammermusikus Barth, einer der vorzüglichsten Meister auf der Hoboe, nach dem einstimmigen Urtheil aller derer, die ihn gehört haben. Mir ward leider dieses Glück nicht zu Theil; da er jedoch in meiner Geschichte nicht weiter vorkommen wird, so füge ich hier noch kürzlich hinzu, daß er späterhin einen Ruf nach Koppenhagen erhielt, woselbst er vor einigen Jahren gestorben ist.

Am vierzehnten verliessen wir Kassel, übernachteten in Holzdorf, und kamen am fünfzehnten Vormittags in Marburg an. Hier war ich an einen Freyherrn von Esstrut empfohlen, welcher, obschon er eine Ehrenstelle im Magistrat bekleidete, nicht nur unter die bloßen Liebhaber, sondern unter die Tonkünstler vom Metier zu rechnen war; denn er gab eine periodische Schrift heraus, in welcher er sich zum entscheidenden Kunstrichter aufwarf, und manchen Componisten seine kritische Geisel sehr strenge fühlen ließ. Dies giebt mir, wie ich glaube, ein Recht, auch meine Meynung über ihn zu sagen. Er war ein eifriger Verehrer von Bach, korrespondirte fleissig mit ihm, und suchte diesen großen Mann in allen Stücken nachzuahmen. Allein man sah aufs Nachbild,

doch jedesmal noch länger auf das Original, und Niemand rief, es ist getroffen! Eine vollkommene Reinheit des Satzes herrschte zwar durchaus in seinen Compositionen, aber an solidem Geschmack fehlte es ihm sehr; ein steifes gezwungenes Wesen, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, lag in allen seinen Arbeiten, welche größtentheils nur aus kleinen Liedern bestanden, unter denen er zwar die vorzüglichsten der damals vorhandenen wählte; nur Schade, daß es seinem Genius nicht vergönnt war, sich ganz mit dem des Dichters zu vereinigen. Als ausübender Tonkünstler mußte er immer mittelmäßig bleiben, weil ihm gerade dasjenige fehlte, ohne welches schlechterdings kein richtiger Vortrag denkbar ist, nämlich der Takt. Es gehörte in der That nicht

wenig Festigkeit dazu, sich von ihm ein Solo auf dem Klavier accompagniren zu lassen; eine Ehre, die mir zu verschiedenen Malen widerfuhr. Da übrigens der Baron Esstrut alles hervor suchte, um uns den Aufenthalt in Marburg so angenehm als möglich zu machen, und sich, mit einem Wort, als ein wahrer Freund gegen uns benahm, so ist dies wohl ein sicherer Beweis, daß nichts als die strengste Wahrheitsliebe der Grund meines freymüthigen Urtheils über ihn seyn kann. Er ist schon lange nicht mehr unter den Lebenden; ich bin aber überzeugt, daß er, wenn er noch lebte und mein Buch zu Gesicht bekäme, sich durch das hier Gesagte nicht im mindesten für beleidigt halten würde, weil er sonst mit sich selbst in Widerspruch gerathen müßte; indem die Art,

mit der er Andere öffentlich beurtheilte, bisweilen sehr bitter war, welches er doch wahrlich mir nicht vorwerfen könnte. Am neunzehnten gab ich in Marburg das erste, und am zwey und zwanzigsten das letzte Concert; Einnahme und Begleitung waren hier ziemlichermaßen einander gleich, denn beyde hatten nicht sonderlich viel zu bedeuten.

Am vier und zwanzigsten gieng unsre Reise bis Friedberg, wo wir die Nacht blieben. Auf dem Wege zwischen Giessen und Butzbach trug sich etwas zu, welches gar leicht von übeln Folgen für uns hätte seyn können. Wir verloren nämlich einen Koffer, und wurden dies nicht eher gewahr, bis wir in der letztgenannten Station angelangt waren; doch vermöge der guten Anstalten, welche (was diesen Punkt betrift) im Hessischen

getroffen sind, waren wir bald wieder im Besitz desselben, indem sogleich Jemand beordert ward, ihn herbeyzuschaffen. Schrecken und Angst, welche letztere nur wenige Minuten dauerte, war also das einzige Ungemach, das wir davon trugen, und durch die Freude des Wiedererhaltens dessen, was wir schon gänzlich verloren gegeben hatten, (indem man uns noch dazu diese Gegend als eine der unsichersten beschrieb) sehr versüßt wurde.

Am fünf und zwanzigsten giengen wir nach Frankfurt am Main. Hier war es uns aber wegen der Lustbarkeiten, welche die Messe hindurch ununterbrochen fortdauerten, schlechterdings unmöglich etwas zu unternehmen. Der zweyte Ostertag war der einzige, an welchem nichts vorfiel; diesen aber hatte die

damals berühmte Violinspielerin Madame Surmain in Beschlag genommen. Hierdurch bekam ich die erwünschte Gelegenheit sie zu hören, und meine Ueberzeugung stimmte genau mit dem, was man mir vorher zu ihrem Lobe gesagt hatte, überein; denn in der That war sie die vorzüglichste ihres Geschlechts, welche ich je auf diesem Instrumente gehört habe, wiewohl deren überhaupt nur wenige vorhanden sind. Als ich mich einige Zeit darauf in Straßburg befand, passirte sie diese Stadt, gab aber kein Concert, sondern hielt sich nur ein Paar Tage auf, und setzte sodann ihre Reise nach Paris fort. Seitdem habe ich nichts weiter von ihr vernommen.

Am acht und zwanzigsten giengen wir nach Mainz, wo ich mich am ein und dreyssigsten bey Hofe hören ließ. Wie

viel ich zum Geschenke bekam, weiß ich nicht mehr genau; so viel ist mir aber wohl noch bewußt, daß es meiner Erwartung nicht ganz entsprach. Die wichtigsten Bekanntschaften, welche ich hier machte, waren der Concertmeister Kreiser und der Kammermusikus Schick, welcher letzterer sich schon mehrere Jahre zuvor auf seinen musikalischen Reisen das Lob eines verdienstvollen Violinspielers erworben hatte. Was den Erstgenannten betrift, so war er gleichfalls schon längst als ein guter Componist bekannt. Das Einzige, was man ihm, wie mich dünkt nicht so ganz mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht hat, besteht darin, daß er es wagte, Ramlers Tod Jesu zu bearbeiten, da wir doch bereits über diesen Text eine Musik besaßen, die ihrem Verfasser aus den

Sphären selbst eingegeben zu seyn schien. O! wer kennt nicht die unnachahmlich schöne, kunstreiche und herzergreifende Passionsmusik des unsterblichen. Graun? Wer sie kennt, und ihren hohen Werth nur einigermaßen zu fühlen versteht, wird mir gewiß beypflichten, daß ein hoher Grad von Dreistigkeit dazu gehörte, sich einem Graun an die Seite setzen, oder wohl gar ihn übertreffen zu wollen, und ich wette hundert gegen eins, daß selbst Vater Haydn, den wir doch alle für unsern Meister anerkennen müssen, sich nicht in diesen Kampf würde eingelassen haben. Mir ist nun zwar Kreisers Tod Jesu nicht bekannt; aber aus allem, was mir Kenner davon gesagt haben, und aus seinen übrigen Arbeiten zu schliessen, verdient er nicht mit dem Graunschen verglichen zu werden. Man

würde mir indessen großes Unrecht thun, wenn man mich für unwissend oder partheyisch genug hielte, Kreisers Verdienste nicht anzuerkennen, da ich im Gegentheil ein großer Verehrer von ihm bin, und alles, was ich von seinen Compositionen gehört habe, sehr hoch schätze. Ich gestehe sogar, daß ich — so sehr auch die täglich geringer werdende Zahl derer, welche aus blinder Anhänglichkeit nur dasjenige für gut und ächt halten, was nach dem Zuschnitt der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geformt ist, darüber spotten mag — weit lieber eine Symphonie oder Concert von Kreiser höre, als von Graun; was aber Kirchenmusik anbelangt, so haben alle Kenner längst darüber entschieden, daß der Letztgenannte weit über alle, die nach ihm gekommen sind, hervorragt; welches

vielleicht nicht mehr so ganz der Fall seyn dürfte, wenn der schöpferische Mozart uns nicht leider allzu früh durch den Tod entrissen worden wäre.

Drittes Kapitel.

Reise nach der Schweiz in bloßer Begleitung meines Vaters. Rückkehr nach Mainz.

Ehe ich weiter erzähle, halte ich es für meine Schuldigkeit, denenjenigen meiner künftigen Kunstgenossen, welche, meiner bereits gegebenen Winke ungeachtet, für rathsamer halten, Jahr aus Jahr ein zu reisen, als den Sommer hindurch stille zu liegen, den wohlgemeynten Rath zu geben, wenigstens die Schweiz nicht in der schönen Jahreszeit

zu ihrem Gegenstand zu wählen; indem es hier mehr als irgendwo Sitte ist, daß die Herrschaften, so bald es nur einigermaßen warm zu werden beginnt, die Städte verlassen und sich auf ihre Landgüter begeben, von welchen sie sich nicht eher wieder entfernen, als bis der erste Nordwind sie wieder in die Mauern zurücktreibt. Dies wußten wir zur Zeit, da wir uns das erste Mal in Mainz befanden, noch nicht, sonst würde mein Vater gewiß nicht auf den Gedanken gekommen seyn, einen Reiseplan zu erwählen, an welchem wohl eine gewisse Art von Patriotismus den meisten Antheil hatte. Allein auch dieser würde ihn nicht zu der Thorheit verleitet haben, ihm seinen wesentlichen Vortheil wissentlich aufzuopfern. Genug, es wurde beschlossen, eine Reise nach der Schweiz

zu unternehmen. Da aber meinem Vater die Theurung in den dortigen Gasthöfen bekannt war, so hielt er es für rathsam, meine Mutter und Geschwister in Mainz zurückzulassen, und traf den Tag vor unsrer Reise Anstalt, sie in einem Hause unterzubringen, in welchem sie ziemlich wohlfeil leben konnten. Wir beyde, mein Vater und ich, trennten uns also am vierten April vom zurückbleibenden Kleeblatt der Familie, und nahmen unsern Weg auf Worms. Hier blieben wir den folgenden Tag, und reisten am sechsten bis Imflingen, einem churpfälzischen Dorfe. Am siebenten gieng unsre Reise bis Brumatt, welches drey französische Meilen diesseits Straßburg liegt. Ich führe dies deswegen so bestimmt an, weil der Wein, den wir hier zu trinken bekamen, ein

einheimisches Produkt, und von so auſ-
ſerordentlicher Güte war, daß mich mein
Vater verſicherte, es werde in unſern
Gegenden viel Wein unter dem Namen
Burgunder verkauft, welcher kein andrer
als von dieſem Gewächſe ſey. Am ach-
ten kamen wir Vormittags bey Zeiten
in Straßburg an. Am elften ließ ich
mich im gewöhnlichen Liebhaber-Concert
hören, wogegen ich ein Douceur von
vier Kronenthalern erhielt. Eine ſo ge-
ringfügige Summe hätte ich, oder viel-
mehr mein Vater, freylich nicht annehs-
men ſollen; ob und in wie fern aber es
überhaupt einem reiſenden Tonkünſtler
zuträglich oder nachtheilig iſt, ſich in
einer Stadt öffentlich hören zu laſſen,
bevor er ein eigentliches Concert in der-
ſelben giebt, hierüber werde ich vielleicht
in der Folge Gelegenheit haben mich zu

erklären. Findet er es indessen für gut, einer solchen Aufforderung Genüge zu leisten, so thue er es lieber gratis, als daß er sich mit einer, dem Verhältniß des Orts nicht hinlänglich entsprechenden Bezahlung abspeisen läßt, wofern er nicht den Verdacht auf sich laden will, daß es, wo nicht mit seiner Geschicklichkeit, doch wenigstens mit seinem Beutel gar mißlich aussieht. Nur dann, wann wirklich letzteres durchaus der Fall ist, möge er es sich erlauben, ein solches Hülfsmittel zu ergreifen; denn die Noth kennt freylich kein Gesetz: sonst aber erfordert die Weltklugheit, in diesem Stücke gerade den entgegengesetzten Weg zu wählen, und sich so zu benehmen, daß man von Jedermann für reicher angesehen wird, als man es in der That ist. Denn bekanntermaßen sieht der

größte Theil der Welt aufs Aeussere, und schließt von dem, was wir haben, oder zu haben scheinen, auf unsern innern Werth; hat auch bey näherer Prüfung nicht allemal ganz unrecht.

Was meinen neuen Aufenthalt in Straßburg betrift, so kamen verschiedene Umstände zusammen, mir denselben mehr traurig als angenehm zu machen. Denn fürs erste mußte ich mich nun wieder an die lästige Einsamkeit gewöhnen, von welcher ich mehrere Monate hindurch befreyt geblieben war. Da wir aber während der ganzen Zeit, daß wir uns hier verweilten, ununterbrochen schönes Wetter hatten, so gieng mein Vater, so oft es nur seine Geschäfte zuliessen, mit mir spatzieren, und führte mich in öffentliche Gesellschaften. Hier aber kam ich, wie man im Sprüchwort zu sagen

pflegt, aus der Traufe in den Platzre-
gen. Ich habe bey meinen Lesern be-
reits das traurige Bekenntniß abgelegt,
daß ich es, trotz meinem guten Gedächt-
niß und dem mehrjährigen Unterricht,
welchen ich in der französischen Sprache
erhalten, doch nicht zu einiger Vollkom-
menheit gebracht habe. Nun ist aber
diese Sprache bekanntermaßen in Straß-
burg bey weitem üblicher als die deut-
sche. So oft es sich also traf, daß zwey
Personen in einem interessanten Gespräch
begriffen zu seyn schienen, ward ich von
meinem Vater (welcher, im Vorbeyge-
hen gesagt, durchaus kein französisch
verstand) darüber befragt, und wenn
ich alsdann nicht fähig war, ihm gehö-
rige Auskunft zu geben, so wurde ich
mit Vorwürfen überhäuft, die mir um
so schmerzlicher waren, je mehr mir mein

eignes Bewußtseyn zurief, daß sie noch viel zu gelinde wären, um gerecht zu seyn. Am achtzehnten gab ich endlich im Gasthof zum Geist, wo wir logirten, ein öffentliches Concert, welches so vortrefflich als erbärmlich ausfiel, jenes in Ansehung des Accompagnements, dieses in Betreff der Einnahme, welche von so trauriger Beschaffenheit war, daß nach Abzug der Kosten wenig oder gar nichts übrig blieb. Auch hatte man uns gleich Anfangs gesagt, daß hier im Allgemeinen durchaus kein Sinn für die Kunst herrsche, und daß es mit Ausnahme einer einzigen Künstlerin, welche funfzig Karolin eingenommen habe, noch Niemand geglückt sey. Auch dies trug, wie man leicht denken kann, nicht wenig bey, Heiterkeit und Frohsinn aus meinem Gemüthe zu verscheuchen. Ehe ich nun aber

zur Erzählung meiner fernern Reise übergehe, halte ich es noch der Mühe werth zu bemerken, daß ich hier zum ersten Male Pleyelsche Composition zu hören bekam, und diesen würdigen Schüler des großen Haydn namentlich kennen lernte. Man führte nämlich eine Symphonie aus C moll von seiner Arbeit auf, welche ich (was in der That sonderbar genug ist) nach der Zeit nie wieder gehört habe; indessen sind mir viele Stellen daraus noch erinnerlich, so daß ich sie augenblicklich wieder erkennen würde.

Am neunzehnten reisten wir nach Colmar, wo mir am folgenden Tage ein Glück zu Theil wurde, dessen ich damals noch sehr unwürdig war, weil ich es wenig oder gar nicht zu schätzen wußte; das Glück mit einem Manne bekannt zu werden, der zu jenen großen Lichtern

unsrer Zeit gehört, von denen der unvergeßliche Knigge in seinem zwar dünnbeleibten, aber desto geistreichern Buche über Schriftsteller und Schriftstellerey bemerkt, daß man, um ihrer zu erwähnen, durchaus keine Notiz von den Ehrenämtern, die sie bekleiden, zu nehmen pflegt, sondern blos ihren Namen nennt, indem man überzeugt ist, daß diese allein ein hinlängliches Kennzeichen für Jedermann sind; wogegen man auch den Namen solcher Männer, deren Ruf in einem zweydeutigen Lichte steht, die Prädikate eines gewissen, eines sichern Herrn, des hochbelobten Herrn von u. s. w. vorsetzt. So wahr und richtig nun auch diese Bemerkung ist, so geschieht es doch bisweilen, daß man solche Namen, die das unauflösbare Siegel der Unsterblichkeit an sich tragen,

mit Prädikaten belegt; diese aber sind von ganz andrer Art. Nicht Schwärmerey, sondern ein erhabener Enthusiasmus, welcher sich auf Wahrheit und Gerechtigkeit gründet, ist ihr Erzeuger, und reine Liebe für alles Gute und Schöne ihre Gebärerin. Es war demnach nicht der Herr Hofrath Pfeffel, sondern der blinde Seher Pfeffel, dessen Bekanntschaft ich machte. Um nun aber in den Augen derer, welche dieses schöne Prädikat bereits kennen, nicht den Verdacht auf mich zu ziehen, als wollte ich mich mit fremden Federn schmücken, so füge ich sogleich die Bemerkung bey, daß ich es dem verewigten Schubart abgeborgt habe, indem ich fest überzeugt bin, daß die höchste Verehrung dieses vortrefflichen Mannes, vereinigt mit der reinsten Wahrheits-

liebe, nicht fähig ist, eins hervorzubrin-
gen, das seines großen Namens würdi-
ger wäre. Die Geschichte seiner Erblin-
dung hat Campe im zweyten Theile
seiner Reisen für die Jugend ausführlich
erzählt. Man glaube indeß nicht, daß
ich zu strenge gegen mich verfahren bin,
indem ich mich des Glücks, einen so
großen Mann persönlich kennen zu ler-
nen, für unwürdig erklärt habe. Denn
zur Zeit, da es geschah, war ich dies
in der That mehr, als man wohl glau-
ben sollte, wie folgende Anekdote hin-
länglich beweisen wird. Pfeffel unter-
hielt sich nämlich sehr viel mit meinem
Vater, wobey ich, wie es meine dama-
lige Blödigkeit mit sich brachte, den
stummen Zuhörer abgab. Pfeffel, wel-
chem es natürlicher Weise auffallen
mußte, daß er zwar schon einige Proben

meiner Fähigkeit in der Kunst, aber noch kein einziges Wort aus meinem Munde vernommen hatte, fragte mich endlich, ob ich auch Klavier spielen könne? Aus Mangel des Gesichts konnte ich nun freylich nicht sicher wissen, ob diese Frage an meinen Vater oder an mich gerichtet war; indeß war doch immer das Letztere eher als das Erstere zu vermuthen; und gesetzt auch, es wäre nicht so gewesen, so war es doch auf jeden Fall schicklicher, im Namen meines Vaters eine Antwort zu ertheilen, als sie, wie ich es leider that, in meinem eignen schuldig zu bleiben. Genug, mein Vater sah sich genöthigt, sie an meiner Statt zu geben, worauf sogleich Pfeffel folgende Frage an ihn ergehen ließ: Ist Ihr Sohn etwa zu furchtsam mit mir zu sprechen? Hier hatte der große Men-

schenkenner den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf getroffen; denn wirklich gieng damals meine thörichte Schüchternheit und Blödigkeit so weit, daß ich, wenn mich Jemand plötzlich ansprach, bis über die Ohren roth ward und aus lauter Verlegenheit keine Sylbe zu erwiedern wußte. Ja, ich glaube, daß wenn einer mich höflicher oder ironischer Weise gefragt hätte, ob er noch heute die Ehre oder das Glück haben werde mich zu hören, ich ihn mit einem bloßen Ja oder Nein würde abgespeist haben. Sollte vielleicht unter denen, so ich in meiner Geschichte citire, einer oder der andre mir deswegen gram werden, weil ich ohne Rückhalt gestehe, was ich an ihm auszusetzen finde, so bitte ich ihn zu bedenken, daß ich (wie dies so eben geschehen ist) meiner selbst am allerwenig-

sten schone, und keine Gelegenheit vor-
beylasse, meine Fehler und Schwächen
öffentlich zu bekennen. Doch, da ich bis
dato noch über jeden berühmten Mann,
dessen Bekanntschaft ich gemacht, meine
individuelle Meynung mit Freymüthig-
keit gesagt habe, so mag nunmehro auch
Pfeffel, dieser blinde Seher, der zwar
mit den körperlichen Augen, seitdem das
wohlthätige Licht des Tages den seinigen
auf immer genommen ward, weit weni-
ger, mit den geistigen hingegen Millio-
nenmal mehr sieht als ich; dieser ächte
Sohn der Musen und Grazien, an dem
sie Wohlgefallen haben; dieser deutsche
Mann, auf den wir Ursache haben stolz
zu seyn, und die Neufranken zu benei-
den, daß er unter ihnen lebt, an die
Reihe kommen. Ich halte ihn demnach
ohne weiters für den besten Fabeldichter

seiner Zeit. Zwar ist seine Satyre nicht selten bitterer als Wermuth; allein sie gründet sich durchaus auf strengste Wahrheit, und diese kann, wie mich dünkt, derjenigen Menschenklasse, gegen die er am häufigsten zu Felde zieht, nicht oft und laut genug zugerufen werden. Nur Schade, daß sie so selten bis zu ihren Ohren gelangt, und, wenn dies ja geschieht, vom Trommelfell derselben wieder abprallt, ohne ins Innere gedrungen zu seyn. Seine Sinngedichte ziehe ich den Kästnerischen vor; denn obschon nicht geläugnet werden kann, daß unter diesen viele sind, welche jenen an Witz und Kraft das Gleichgewicht halten, so ist dies doch nicht bey allen der Fall; auch hat Pfeffel meines Wissens keine, Kästner hingegen mehrere gemacht, die auf persönliche Satyre

hinauslaufen, von der ich nun eben kein sonderlicher Freund bin, da sie nur selten bessert, größtentheils aber erbittert, und ihrem Ausüber heimliche und öffentliche Feinde erweckt, mithin bey weitem mehr schädlich als nützlich ist.

Am drey und zwanzigsten gab ich in Colmar ein Concert, welches nach Beschaffenheit des Orts ungleich besser gerieth als das in Straßburg. Indeß war uns Pfeffel nicht nur bey unserm Geschäfte mit den besten Rathschlägen an die Hand gegangen, sondern er hatte auch dafür gesorgt, uns Empfehlungsbriefe nach Basel und Bern zu verschaffen, und denselben ein eignes in französischer Sprache beygefügt, welches aber an keinen einzelnen, sondern an alle Freunde der Musen gerichtet war, und da es von einem so weltbekannten Manne

herrührte, oftmals von großem Nutzen für uns gewesen ist. Wir giengen demnach früh am fünf und zwanzigsten zu ihm, um ihm für alle diese Güte zu danken, und uns seiner fernern Gewogenheit zu empfehlen. Er war aber sogleich bereit, uns einen neuen Beweis seines Wohlwollens zu geben. Da Sie gesonnen sind nach der Schweiz zu gehen, sagte er zu meinem Vater, so kommen Sie doch auch nach Olten, woselbst sich die helvetische Gesellschaft alljährlich vereinigt. Der elfte May ist ihr Versammlungstag, und da ich gerade in diesem Jahre Präsident bey derselben bin, so ist es mir ein leichtes etwas für Sie zu thun. Mein Vater dankte ihm auf das verbindlichste für dieses gütige Anerbieten, und versprach Gebrauch davon zu machen, worauf wir dann sogleich

abreisten, und unsern Weg auf Mühlhausen nahmen, welches, da es in Ober-Elsaß liegt, und damals zum Schweizerlande gehörte, nicht mit der Stadt gleiches Namens in Thüringen verwechselt werden darf. Hier waren wir an einen Doktor, Namens Köchlin, empfohlen, welcher uns den Tag nach unsrer Ankunft zu einem freundschaftlichen Concert einlud, worin ich mich mit verschiedenen Sachen produzirte. Die Gesellschaft bestand blos aus den Mitgliedern des dortigen Orchesters, dem ich beyläufig das gebührende Lob ertheilen muß, oder vielmehr die Gerechtigkeit schuldig bin zu sagen, daß es, wo nicht das beste, doch wenigstens eins der vorzüglichsten von denen war, so ich in der Schweiz gefunden habe. Ich hatte hier zugleich das Vergnügen, den

Flötenspieler Weiß, dessen Künstler-Ruhm mir längst aus Kramers musikalischem Magazin bekannt war, nun auch von Person kennen zu lernen, und ein Duett mit ihm zu spielen, woraus ich sogleich inne ward, daß man zu seinem Lobe eher zu wenig als zu viel gesagt hatte. Seine Intonation war durchaus rein, sein Ton sanft und lieblich, sein Vortrag leicht und fliessend; kurz, ich fand in ihm einen Flötenbläser von ächtem Schrot und Korn; auch hatte ihn seine Kunst bereits dahin gebracht, daß er ihrer zum Nahrungszweig nicht weiter bedürftig war. Doch da ich seit beynahe vierzehn Jahren nichts mehr von ihm vernommen habe, und also nicht wissen kann, ob er von dem allgemeinen Würgengel — der sich überhaupt seit dem Anfang des verflossenen Jahr-

zehnts ein besonderes Gewerbe daraus zu machen scheint, die verdienstvollsten Männer, welche zur Ehre und Freude der Menschheit noch lange unter uns hätten wandeln können, wegzuraffen — verschont geblieben ist, so will ich das Wenige, was ich noch von ihm zu sagen habe, so einkleiden, als ob ich davon so überführt wäre, wie ich es wünsche. Weiß ist ein Mühlhauser von Geburt; er widmete sich frühzeitig der Tonkunst, gieng auf musikalische Reisen, hielt sich eine Zeitlang in London auf, erwarb sich ein beträchtliches Kapital, kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, legte daselbst eine Indigo-Fabrike an, führte seit dieser Zeit ein häusliches kummerfreyes Leben, und treibt die Musik als bloße Liebhaberey. O möchte doch dieser so würdige als geschickte Mann allen

meinen künftigen Kunstgenossen zum Vorbilde dienen! Möchte doch sein Beyspiel sie von der goldenen Wahrheit des Satzes recht lebhaft überführen, daß Talente nur dann ihrem Besitzer dauerhafte Vortheile gewähren, wenn er mit demjenigen, was er durch sie erwirbt, haushälterisch zu Werke geht! Als Componist hat sich Weiß durch verschiedene Concerte und Solo's bekannt gemacht, welche zwar gut, aber ganz nach dem alten Geschmack gearbeitet, mithin für das jetzige Publikum nicht mehr zu gebrauchen sind.

Am neun und zwanzigsten gab ich in Mühlhausen Concert, und am zweyten May giengen wir nach Basel, von wo ich für diesmal nichts weiter zu sagen weiß, als daß ich am sechsten ein Concert gab, bey welchem Einnahme und

Begleitung von gleicher Mittelmäßigkeit waren. Wir setzten demnach am neunten unsre Reise auf Olten fort. Dies war ein Tag, an welchem ich mich meines Daseyns recht herzlich freute, und noch gegenwärtig erinnere ich mich desselben mit dem lebhaftesten Entzücken. Auch mein Vater war von gleicher Empfindung hingerissen, und gegenseitige Mittheilung erhöhte diesen Frohsinn, welchen kein menschliches Wesen, kein besonderer Fall des Glücks, sondern allein die gütige Mutter Natur unaufhörlich in uns hervorrief. Es ist wahrlich kein Vorurtheil, daß die Luft in der Schweiz reiner, erquickender, und also auch gesünder ist, als in jeder andern mir bekannten Weltgegend; und verhält es sich wirklich so, (wie es wenigstens von vielen behauptet wird) daß

keiner, der sich ausserhalb seinem Vaterlande befindet, so sehr dem Heimweh unterworfen ist als ein Schweizer, so hätte ein solcher, schon dieses einzigen Punktes wegen, ein gegründetes Recht dazu, gesetzt auch, daß dieses segenreiche Land nicht noch so mancherley andre Vorzüge besäße. Doch um nur beym eben Erwähnten stehen zu bleiben, so athmet man schon mit dem ersten Schritt, den man in diesem ehemals so glücklichen und hoffentlich wieder glücklich werdenden Freystaat thut, leichter und freyer, und es ist einem gleichsam, als ob man mit einem Male von der Welt, worin man vorher gelebt, abgeschnitten wäre. Je weiter wir uns von Basel entfernten, und je näher wir dem Gebirge kamen, um desto leiser und balsamischer weheten uns die Frühlingsdüfte

Helvetiens entgegen. Daß diese Empfindung nicht aus einer besondern Vorliebe, die vielleicht darin ihren Grund haben könnte, daß ich von Schweizerblut entsprossen bin, sondern auf Wahrheit beruhete, wird folgender Umstand hinlänglich beweisen. Wenn ich nämlich (wie dies nicht selten der Fall ist) die Nacht vor meiner Abreise nur wenig schlafe, so schüttet gewöhnlich Morpheus am andern Tag, während des Fahrens, auf einige Minuten seine Schlummerkörner reichlich über mich aus; jenes geschah in der Schweiz sehr oft, dieses hingegen nie. Was konnte nun hier wohl anders fähig seyn, den Gott des Schlafs zu besiegen, als die wohlthätige Luft dieses irdischen Elisiums und seine fruchtbaren Alpen — seine majestätischen Schnee- und Eisberge, die, wenn sie Leben und

Bewußtseyn hätten, sich nicht wenig darauf zu gute thun würden, daß ihr stolzes Haupt über die Donnerkeile des mächtigen Jupiters erhaben ist — seine bescheidenen Thäler, lachenden Fluren, fischreichen Seen, rieselnden Quellen, deren Zahl bis ins Unendliche geht, mit einem Wort, seine paradiesischen Gegenden? Doch was macht nicht der Enthusiasmus alles aus mir? Sogar einen Wortbrüchigen! Ein Glück, daß ich dies noch zu rechter Zeit gewahr werde, sonst hätte ich vielleicht, gegen mein sehr vernünftiges Versprechen, noch eine Zeitlang über Dinge ins Gelage hinein raisonnirt, die nur durch das Gesicht wahrgenommen werden können, welches sich doch für einen Blinden, der es seit der frühesten Kindheit ist, eben so wenig schickt, als die Nachahmung des humo-

ristischen Jean Paul für irgend einen Schriftsteller der Welt.

In Olten ließ ich mich durch Pfeffels Veranstaltung am elften Abends vor der helvetischen Gesellschaft theils allein, theils in Begleitung meines Vaters hören, und ward verhältnißmäßig gut dafür bezahlt. Die einzige Unannehmlichkeit, welche bey der Sache obwaltete, bestand darin, daß wir uns gefallen lassen mußten, während der Tafel zu spielen. Dies erfuhr mein Vater schon Nachmittags, und äusserte gegen Pfeffel seine Bedenklichkeit darüber, indem er vorgab, daß uns dies in die Klasse der herumziehenden Schnurranten herabsetzen würde; Pfeffel aber erwiederte, daß es ein wesentlicher Unterschied sey, ob sich ein solcher oder ein ächter Künstler während der Tafel hören lasse;

letzterm, meynte er, könne dadurch nichts von seinem erworbenen Ruhm entgehen. Dies wollte uns nun zwar nicht einleuchten; allein da er sogleich hinzufügte, daß aus mehrern Gründen keine Aenderung in der Sache zu treffen sey, so konnte man es uns wohl nicht verargen, daß wir aus Dankbarkeit gegen einen Mann, der es wahrhaft gut mit uns meynte, das sogenannte Point d'honneur für diesmal ein wenig bey Seite setzten.

Am dreyzehnten reisten wir nach Arau. Da wir hier aber weder Empfehlungen noch Bekannte hatten, und doch etwas zu unternehmen wünschten, so erkundigte sich mein Vater bey unserm Wirth, wie der erste Musikus in der Stadt heisse? Spiegel, bekam er zur Antwort. Er ließ sich sogleich zu ihm weisen, und erhielt von ihm das Versprechen, sich

um unser Geschäft anzunehmen, und uns am folgenden Morgen zu besuchen, welches beydes er denn auch wirklich that. Doch um die Leser nicht mit unnützen Kleinigkeiten hinzuhalten, so kam die Sache gar bald zu Stande, und am sechszehnten gab ich Concert. Auch würde ich hier weit weniger gesagt haben, und den Obengenannten gänzlich mit Stillschweigen übergangen seyn; denn was seine musikalischen Talente betraf, so besaß er deren gerade so viel, als hinlänglich war, um in der Schweiz (wo es wenigstens damals der wirklich großen Künstler nicht viele gab) sein Fortkommen damit zu finden; auch gehörte er als komischer oder sogenannter Buffo-Sänger nicht unter die schlechten, wobey ihm sehr zu statten kam, daß er die italienische Sprache vollkommen

inne hatte. Dessen ungeachtet würde ich es nicht der Mühe werth gefunden haben, seiner zu erwähnen, wenn er nicht in der Folge mein Freund geworden wäre. Als Mensch betrachtet, war seine Aussenseite freylich nicht sehr glänzend; allein was seinem Umgang an sogenannter feiner Bildung abgieng, wußte er durch eine heitere Laune, in der er sich immer gleich blieb, einigermaßen zu ersetzen, und wer ihn näher kannte, und kein gleisnerischer Kopfhänger war, hielt ihm die kleinen Freyheiten, welche er sich bisweilen in seinen Gesprächen erlaubte, gern zu gute: denn er war durchaus ein rechtschaffener Mann, und ist es gewiß noch, wenn ihn nicht schon der Tod verhindert hat, es länger unter uns zu bleiben. Sollte er aber noch leben, und meine Geschichte zu lesen

bekommen, so möge aus dem Vergnü-
gen, womit sein blinder Freund noch
an ihn zurückdenkt, auch eines für ihn
erwachsen! Uebrigens lernten wir hier
noch mehrere gute Menschen kennen,
welche uns Gastfreundschaft und Höflich-
keiten aller Art erwiesen, und sich über-
haupt bestrebten, uns die wenigen Tage,
so wir bey ihnen verweilten, recht an-
genehm zu machen. Auch verstrichen sie
uns wirklich in einem ununterbrochenen
Genuß der reinsten Heiterkeit.

Am neunzehnten verliessen wir Arau,
ich meinerseits mit Widerwillen; denn
obschon diese Stadt bey weitem nicht zu
den beträchtlichsten in der Schweiz ge-
hört, so hätte ich doch gerade sie vor
allen andern zu meinem Wohnort er-
wählt, falls ich auf den Einfall gera-
then wäre, mich in diesem Lande häus-

lich niederzulassen. Genug, wir nahmen unsern Weg auf Bern, wo mein Vater am folgenden Morgen ausgieng, und bald mit der eben nicht sehr tröstlichen Nachricht zurückkam, daß sich bereits der größte Theil der Herrschaften auf seine Landgüter begeben habe, und also nichts für uns zu unternehmen sey. Wir entschloßen uns demnach sogleich am ein und zwanzigsten wieder abzureisen, und begaben uns nach Solothurn, welches wir aber, da wir hier ein Gleiches vernahmen, ebenfalls am andern Morgen wieder verliessen, und nach Basel zurückgiengen. Von da setzten wir unsre Reise am vier und zwanzigsten bis Mühlhausen fort; und da auch hier nichts anzufangen war, so fuhren wir am sieben und zwanzigsten wieder ab, blieben die Nacht in Schlet-

stadt, und langten am acht und zwanzigsten gegen Mittag wieder in Straßburg an.

Hier wurden wir am dreyssigsten bey einem Schwerdtfeger, Namens Voigt, welcher als Dilettant die Violine recht gut spielte, zum Abendessen eingeladen, wo wir mehrere Tonkünstler beysammen fanden. Auch hatte ich hier das Vergnügen, Herrn Danner kennen zu lernen, welcher dermalen Concertmeister bey der Markgräflichen jetzt Churfürstlichen Kapelle zu Karlsruh ist. Nach der Abendmahlzeit wurden Pleyelsche Quartetten gespielt. Da es die ersten waren, welche ich zu hören bekam, und da sie überdies von allen vier Spielern mit gleicher Geschicklichkeit vorgetragen wurden, so gewährte mir diese Musik einen Ohrenschmaus, desgleichen ich

selten gehabt habe. Nach Endigung derselben gab uns Herr Danner noch etwas zum Besten, das unser Zwerchfell mächtig erschütterte. Er erzählte uns nämlich, daß er in Paris einen gewissen Baron Back habe kennen lernen, welcher sehr reich sey, und viel Geld auf die Musik verwende. Dieser Baron habe sich unbegreiflicher Weise in den Kopf gesetzt, der größte Violinspieler der Welt zu seyn; und da er gar oft Concerte in seinem Hause halte, bey welchen Jedem freyer Zutritt erlaubt sey, so suche man ihn in diesem Wahnglauben zu bestärken, und es scheine, als ob ganz Paris übereingekommen sey, ihn hierin zum Besten zu haben. Denn so oft er sich mit einem Concert oder sonst mit etwas Obligatem hören lasse, nähme das Bravo- und Bravissimorufen gar kein

Ende, und je ärgere Mißtöne er hervorbringe, um desto stärker werde das allgemeine Bravorufen und Händeklatschen. Indessen wolle er, Danner, uns nun auch ein kleines Pröbchen geben, von welcher Beschaffenheit des Herrn Baron Backs Manier, die Violine zu behandeln, eigentlich sey. Er brachte hierauf ein Concert von dessen Composition zum Vorschein, welches, gleich dem Brief von Gellerts erhörtem Liebhaber, aus zwanzig andern zusammengetragen war; aber was für Mißtöne! welch ein Geheul! welch ein katzenartiges Miauen bekamen wir da zu hören! mit einem Wort, es war um sich krank zu lachen. Nach Endigung dieses musikalischen Unsinns fügte Danner noch hinzu, daß er bisweilen im Beyseyn des Herrn Barons dessen Manier nachgemacht, und dieser

ihm endlich das Compliment gemacht habe, er sey der Einzige, aus dem mit der Zeit noch etwas Gescheutes werden könne. Schade nur, habe er gesagt, daß Sie Paris so schnell wieder verlassen wollen; indeß freut es mich Ihnen vorläufig auf den rechten Weg geholfen zu haben; fahren Sie nur so fort, und es kann Ihnen nicht fehlen, daß Sie dereinst ein guter Violinspieler werden. So weit kann der Eigendünkel einen sonst verständigen Menschen bringen, daß er bis zur lächerlichsten Karrikatur herabsinkt, und das ausgemachteste Persiflage, welches der zwar kindische, aber unverschrobene Verstand eines zehnjährigen Knaben sogleich für das nehmen würde was es ist, für ungeheucheltes Lob ansieht, weil er sich einbildet es mehr als irgend einer zu verdienen.

Am ein und dreyssigsten früh um sechs Uhr bestiegen wir die sogenannte Dilis-gence oder Postkutsche, und langten gegen die Abenddämmerung in Karlsruh an, welches neun Meilen, oder wie man dort spricht, achtzehn Stunden von Straßburg entfernt ist; eine Strecke Weges, die man in meinem lieben Vaterlande höchst selten mit Extrapost in einem Tage zurücklegen kann. Ueberhaupt sey mir vergönnt, hier die kleine Bemerkung zu machen, daß in Frankreich, England, Holland und dem obern Theile des deutschen Reichs, ungleich besser für die Bequemlichkeit der Reisenden und deren schnelles Fortkommen gesorgt ist, als im Brandenburgischen, Hannövrischen, Sachsen und Westphalen. Denn die Fahrzeuge, welche man in den erstgenannten Gegenden fast auf

allen Stationen bekömmt, sind entweder Kutschen oder Schäsen, welche in Riemen oder Federn hängen; und erhält man ja bisweilen eins, das auf der Achse steht, so ist es doch immer so eingerichtet, daß man bequem darin sitzen kann; in den letzterwähnten Provinzen hingegen sind es gewöhnliche Leiterwagen, oder, wenn es hoch kömmt, Kaleschen, in denen der Reisende nicht nur Wind und Wetter ausgesetzt ist, sondern auch jeden Augenblick daran erinnert wird, daß er aus Fleisch und Knochen besteht, welche letztern, nach wenig zurückgelegten Meilen, schon ziemlich mürb geworden zu seyn scheinen. Zweytens fährt man dort größtentheils auf Schosseen, woraus der doppelte Vortheil erwächst, daß man schneller vom Flecke kömmt, und daß man der Unannehm-

lichkeit nicht blosgestellt ist, des Weges zu verfehlen, welches in Nord-Deutschland, wo eine Kunststraße zu den größten Seltenheiten gehört, besonders zur Winterszeit fast jeden Augenblick geschieht. Endlich wird dort mehr als hier darauf gesehen, daß die Postillions nicht bey jeder Kneipe anhalten und zu halben Stunden darin verweilen dürfen, welches das Fortkommen des Passagiers auf einer langen Reise nicht nur um vieles verzögert, sondern ihn auch in die Nothwendigkeit versetzt, so gern er bisweilen in seinen Mantel eingehüllt sitzen bliebe, dennoch gleichfalls auszusteigen, wofern er nicht riskiren will, daß die Pferde mit ihm auf und davon gehen, von welchem letztern ich die selbstgemachte Erfahrung meinen Lesern bereits mitgetheilt habe.

In Karlsruh hatten wir keinen andern Zweck, als bey Hofe gehört zu werden. Mein Vater hielt es daher für das Sicherste, dem dortigen Kapellmeister Schmidtbauer, welcher uns längst namentlich bekannt war, am folgenden Morgen sein Compliment zu machen und ihn um seine Fürsprache zu bitten. Dies geschah, und schon Nachmittags hatten wir das Vergnügen, einen Gegenbesuch von ihm zu erhalten. Ich spielte ihm etwas vor; er bezeugte seine Zufriedenheit damit; ich werde, fügte er hinzu, nicht ermangeln Sie bey Hofe zu melden, und zweifle keineswegs, daß Sie zu Gehör kommen werden; auch haben Sie nichts von der Kabale zu befürchten, welche Ihnen wahrscheinlicher Weise an mehrern Orten gespielt worden ist; diese findet bey uns durchaus nicht Statt,

und Sie haben es mit ehrlichen Männern zu thun. Er verließ uns hierauf, und wir vernahmen bald in einem anstossenden Zimmer verschiedene Stimmen, worunter wir auch die des Kapellmeisters erkannten. Ich ergriff sogleich meine Flöte, und begann ein Concert von seiner Composition zu spielen. Der Verfasser horchte, und machte auch die übrigen aufmerksam, welches sich aus der allgemeinen Stille deutlich erwies. Zugleich machte ich hier auch die Erfahrung, wie sehr es einen Componisten freut, wenn er seine Sachen nur einigermaßen gut vortragen hört; und warum sollte es dies auch nicht? Weswegen sollte er ein Gefühl nicht öffentlich zu erkennen geben, welches auf das innere Bewußtseyn des eignen Werths gegründet ist? Ich halte denjenigen geradezu

für einen Thoren, der sich nur im mindesten die Mühe giebt, es verbergen zu wollen. Wer sich für überzeugt hält, daß seine Arbeiten nicht ohne Werth sind, dem kann es allerdings nicht gleichgültig seyn, ob sie von einem Künstler meisterhaft dargestellt, oder von einem Stümper verpfuscht werden. Wer aber bey sich selbst vom Gegentheil überführt ist, und dennoch die Dreistigkeit besitzt, seine Machwerke der Welt vorzulegen, der ist, mit oder ohne Erlaubniß gesagt, weiter nichts als ein Betrüger. Genug, als das erste Allegro zu Ende war, sang Schmidtbauer leise das Thema vom Adagio, und als ich auch dieses vollendet hatte, das vom Rondo; und kaum war der letzte Ton des Ganzen zu seinen Ohren gelangt, so gab er durch ein vierfaches Händeklatschen seinen Beyfall zu

erkennen, und verkündigte der Gesell-
schaft, daß das eben Gehörte ein Con-
cert von seiner Arbeit sey. Indeß brachte
er sein Versprechen bald in Erfüllung;
denn schon am andern Morgen ward uns
vom Hofe der Bescheid, daß der Herr
Markgraf mich auf kommenden Sonntag
zu hören verlange. Es ereignete sich
aber ein Vorfall, der dies verhinderte.
Der Durchlauchtigste erhielt nämlich eine
Stafette aus Wien, welche ihn nöthigte
schleunigst dahin abzureisen; er ließ uns
jedoch mit vieler Güte und Herablassung
sagen, daß er es herzlich bedaure, das
Vergnügen mich zu hören für diesmal
entbehren zu müssen; damit wir aber
nicht dabey zu kurz kommen mögen, so
wolle er unsre Zeche im Gasthof bezahlen.
Obschon dies im Grunde nicht mehr als
billig war, so mußte man es doch von

einem regierenden Landesherrn für eine besondere Huld, und wie es nun einmal der allgemeine Sprachgebrauch mit sich bringt, für eine Gnade ansehen; denn gewiß nicht alle würden bey ähnlichen Umständen diese Billigkeit ausgeübt haben.

Ehe ich aber weiter gehe, will ich, der bey mir festgesetzten Regel zufolge, meine Meynung über Schmidtbauers Compositionen beyfügen. Der Geschmack, welcher in selbigen herrscht, hält so ziemlich die Mitte zwischen alt und neu; auch werden seine Symphonien noch bisweilen gegeben, und man hört sie mit Wohlgefallen. Seine Concerte hingegen machten nirgend, wo ich sie ehemals produzirte, große Sensation, weswegen ich sie denn auch, seit mehr als zwölf Jahren, nicht mehr öffentlich spiele, sondern

sie blos zu meinem eignen Vergnügen bisweilen treibe. Ueberhaupt ist in Schmidtbauers sämtlichen Werken mehr Schönheit der Gedanken, als Reichthum und Eigenheit derselben vorhanden.

Am fünften Junii giengen wir nach Mannheim ab. Hier hatte der Concertmeister Kreiser in Mainz meinem Vater ein Compliment an einen Musikus aufgetragen, dessen Namen ich aber wahrlich nicht aus Furcht, sondern aus bloßer Schonung verschweige. Mein Vater gieng nämlich den folgenden Tag zu ihm, wurde aber, wie er mir bey seiner Heimkunft erzählte, nicht allzu höflich von ihm empfangen. Das Geläufe und Gerenne solcher Leute, die hier Concert geben wollen, (hatte der feine Mann sich vernehmen lassen) nimmt gar kein Ende, und sie wissen doch ein- für alles

mal, daß hier nichts für sie zu machen ist. O! hatte mein Vater erwiedert, Sie sind ein äusserst grober Mann, und ich bedaure nur, daß der würdige Kreisser mir eine Empfehlung an Sie aufgetragen hat, da Sie deren so unwürdig sind. In Worms, wohin wir am siebenten unsern Weg nahmen, waren wir gleichfalls an einen Tonkünstler empfohlen; diesen aber werde ich nennen, weil ich mich weder vor ihm zu fürchten, noch seiner zu schonen brauche. Herr Greinert, so hieß er, war abwesend; da man aber meinem Vater sagte, er werde übermorgen wiederkommen, so entschlossen wir uns dieses Uebermorgen abzuwarten, um doch auch hier unser Heil zu versuchen. Er kam, machte uns aber wenig oder gar keine Hoffnung, und der Erfolg bewies, daß er recht hatte. Denn

der Zettel, welchen wir auf sein Anrathen in der Stadt herumgehen liessen, ward nur von vier Personen unterzeichnet. Wir verliessen demnach am zwölften einen Ort, den die Göttin der Tonkunst, falls es ihr je eingefallen ist vom Olimp herabzusteigen und unsre sublimarische Welt unsichtbar zu durchreisen, gewiß nicht berührt hat, und kamen zwar gesund und wohlbehalten, aber wahrlich nicht mit Schätzen beladen, in Mainz bey den Unsrigen an. Die Freude des Wiedersehens war von allen Seiten gleich groß, und hielt uns einigermaßen für die Unannehmlichkeiten der letzten Reise schadlos. Denn daß es unser einem nichts weniger als angenehm seyn kann, alle Augenblicke die lederne Festung zu öffnen, nicht um Gefangene einzulassen, sondern um von denen, die

sie noch enthält, einen nach dem andern daraus zu befreyen, ist wohl ganz natürlich. Ich wenigstens denke nicht philosophisch, oder (damit ich dieses erhabene Wort nicht herabwürdige) nicht leichtsinnig genug, um ganz gleichgültig dabey zu bleiben. Die wahre Philosophie gestattet allerdings nicht jenen Kleinmuth, der, wenn Dame Fortuna bisweilen auf eine etwas lange Zeit ihre böse Laune zu erkennen giebt, auf immer an ihrer guten verzweifelt; freuen aber kann man sich doch wahrlich nicht darüber, so wie man, umgekehrt, bey sehr glänzenden Glücksumständen zwar nicht übermüthig werden soll, aber doch auch keineswegs mißvergnügt darüber werden kann.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Mainz. Erklärung. Abstecher nach Frankfurt am Main. Abermalige Familienreise. Neue Pläne. Trennung und Wiedersehn.

In Mainz widerfuhr uns weiter nichts Erhebliches, als daß wir unserm vornehmen Gönner, dem Domherrn von Boos, unsre Aufwartung machten. Er zeigte die lebhafteste Freude uns wiederzusehen, ließ mich einige Tage nachher zu sich rufen, um mich aufs neue zu hören, und beschenkte mich mit einem halben Louisd'or. Doch da so eben von Geschenken die Rede ist, so giebt mir dies Gelegenheit zu erklären, daß ich fernerhin nur derjenigen Erwähnung thun werde, die ich an Höfen und in

Privat-Concerten erhalten habe, weil dies doch im Grunde ein Gegenstand ist, dessen allzu häufige Wiederholung meinen Lesern nicht nur kein Interesse gewähren kann, sondern ihnen am Ende wohl gar Langeweile verursachen dürfte.

Am sechszehnten gieng mein Vater nach Frankfurt am Main, um daselbst ein Concert zu veranstalten, und nahm meinen Bruder mit, welcher, da die Sache gut von Statten gieng, am zwanzigsten zurückkam, um mich nachzuholen. Wir beyde bestiegen also am ein und zwanzigsten das sogenannte Marktschiff, auf welchem ich, im Vorbeygehen gesagt, diese Reise öfter und mit größerm Vergnügen gemacht habe als zu Lande; und wäre mir zur Zeit schon Rabeners Gedankensteuer bekannt gewesen, so hätte ich viel Gelegenheit gehabt, die Kasse

um ein Beträchtliches — Doch, wie in aller Welt darf ich's wagen, ein solches Majestäts-Verbrechen zu begehen, mich, als einen damals äusserst unkultivirten, noch nicht voll sechszehnjährigen Jüngling, einem Rabener an die Seite setzen zu wollen, dem ich, wenn er noch gelebt hätte, statt gleich ihm die Menschen zu beobachten und ihre thörichten Handlungen lächerlich zu machen, die Schuhriemen hätte auflösen müssen, falls er mich noch würdig genug dazu gefunden hätte. — Kaum waren wir bey Frankfurt gelandet, als sich auch schon mein Vater im Schiffe befand, und ohne von der übrigen Reise-Gesellschaft die mindeste Notiz zu nehmen, mich mit wahrer Inbrunst, fast möchte ich sagen mit kindischer Freude, in seine Arme schloß, sodann den meinigen ergriff, und mich

triumphlrend in unsre Wohnung führte. Es war ihm natürlicher Weise etwas Ungewöhnliches, mich nicht beständig um sich zu haben. Du mußt, hatte er zwey Abende vorher zu meinem Bruder gesagt, morgen schlechterdings nach Mainz, um Ludwig, oder wie man bey uns die Taufnamen zu abreviren pflegt, Luden herbeyzuschaffen, denn ich bin wie gefoltert, seitdem ich den Menschen nicht sehe. Am drey und zwanzigsten gab ich in Frankfurt am Main ein recht ansehnliches Sommer-Concert; am zweyten Julii kehrten wir wieder nach Mainz zurück, und am fünften in aller Frühe begann die Familien-Reise aufs neue. Wir setzten uns in einen verdeckten Kahn, oder Nachen, wie man dort spricht, und fuhren den majestätischen Rheinstrom, über welchen der bekannte

Dichter Klaudius den wohlverdienten Segen gesprochen hat, hinunter. Als wir ungefähr eine halbe Tagreise von Mainz entfernt waren, passirten wir das sogenannte Bingerloch, welches eine Art von Strudel ist, bey dem man aber nichts zu befürchten hat; auch erwähne ich seiner blos folgender kurzweiliger Anekdote wegen, die mir, ich weiß nicht mehr von wem, erzählt worden ist. Ein Offizier, der diese Reise machte, und von besagtem Strudel gehört hatte, bekam Lust ein Schläfchen zu halten, und befahl dem Schiffer, ihn aufzuwecken, wenn sie ans Bingerloch kämen. Dieser versprach's, fand aber, da es wie gewöhnlich gut ablief, mit Recht für überflüssig Wort zu halten. Ein Weilchen nachher erwachte der Offizier und fragte den Schiffer: Kommen wir noch nicht

bald ans Bingerloch? O! Herr, erwiederte dieser, wir sind längst darüber hinaus. Ein Glück für dich, versetzte jener: denn hättest du mich ersäuft, bey meiner Ehre, ich hätte dich todt geschlagen.

Wir übernachteten auf der Schottel, einem ziemlich großen Dorfe, und langten am sechsten Vormittags in Coblenz an, wo fürs erste unsre Wasserfahrt geendigt war. Hier verfügte sich mein Vater sogleich zu Seiner Excellenz dem Herrn Obermarschall von Boos, einem Bruder des mehrerwähnten Domherrn, an welchen dieser uns empfohlen hatte; es hieß aber, er sey nicht zu Hause, sondern befinde sich in Ems, wohin wir also gleich nach Tische, mit Zurücklassung des weiblichen Theils der Familie, unsern Weg nahmen. Da in diesem

Kurorte (denn bekanntermaßen ist Ems ein solcher) viele vornehme Bade- und Brunnengäste versammelt waren, und der besagte Herr Obermarschall mich protegirte, so gab ich am siebenten ein sehr zahlreiches Concert. Am neunten giengen wir wieder nach Coblenz; wir giengen, sage ich, im eigentlichen Sinne des Worts: denn weil in Ems kein Fuhrwerk zu bekommen war, so mußten wir uns gefallen lassen, den Weg zu Fuße zu machen, welches mich, ungeachtet ich an diese Art zu reisen nicht gewöhnt war, doch nicht im mindesten angriff, obschon wir anderthalb Meilen zu marschiren und überdies einen ziemlich hohen und steilen Berg zu ersteigen hatten. In Coblenz suchte mir mein Vater beym Churfürsten von Trier (welcher bekanntermaßen zur Zeit, da Deutschlands

Gränzen von dieser Seite noch nicht so verengt waren, als sie es jetzt sind, daselbst residirte) Gehör zu verschaffen; allein vergebens. Wir nahmen also am zwölften abermals zum Vater Rhein unsre Zuflucht, und fuhren in einem bedeckten Kahn nach Bonn. Hier betrieb mein Vater noch am nämlichen Tage sein Geschäft, und zwar mit besserem Erfolg als in Coblenz. Ehe ich hievon das Nähere mittheile, wird es nöthig seyn, meinen Lesern zu eröffnen, worauf unsre fernern Reisepläne, so weit sie damals berechnet waren, hinausliefen, da sie überdies sämtlich zur Reife gediehen sind. Zunächst waren wir gesonnen, die Kurörter Achen und Spaa zu besuchen; alsdann wollten wir uns nach Cleve begeben, hier und in der benachbarten Gegend den Rest des Sommers

und den Herbst hindurch uns aufhalten, und im Winter unsre Reise nach Holland und England fortsetzen. Meine Mutter und Geschwister sollten so bald als möglich nach Cleve vorausgehen, um daselbst ein Privat-Quartier für uns alle zu miethen; auch sollte diese Stadt ihr beständiger Wohnort seyn, blieb es aber in der Folge nicht lange, indem es dort meiner Mutter nicht recht gefallen wollte.

Doch ich nehme nun wieder den ordentlichen Faden meiner Geschichte zur Hand. Kaum war am vierzehnten das Mittagsmahl eingenommen, als auch schon der Augenblick der Trennung erschien. Am Abend ließ ich mich auf Puppelsdorf, einem unweit Bonn gelegenen Lustschlosse vor Sr. Königlichen Hoheit dem damals regierenden Churfürsten Maximilian von Cölln hören,

und bekam sechs Carolin zum Geschenk. Das Hoforchester war vortrefflich eingespielt; auch lernte ich hier den Musik-Direktor Reichar kennen, welcher sich aber längst nicht mehr unter den Lebendigen befindet. Er hatte allgemein den Ruhm eines großen Violoncellisten; ich bin indeß nie so glücklich gewesen, ihn etwas Obligates spielen zu hören. Was aber seine Concerte für besagtes Instrument anbelangt, so sind diese zwar ziemlich modern gearbeitet, gehören aber bey weitem nicht mehr zu den vorzüglichsten, die es giebt. Am fünfzehnten verliessen wir Bonn, fuhren diesen Tag nur bis Cölln, und langten am achtzehnten Abends in Achen an. Hier wurden wir aber gewaltig in unsrer Erwartung getäuscht, welche überdies ziemlich hoch gespannt gewesen war, indem man uns

jederzeit diesen Ort so sehr angepriesen hatte. Am drey und zwanzigsten gab ich mit einem vorzüglich guten Fagottisten, Namens Caravoglia, und dessen Frau, einer braven Sängerin, in Compagnie ein Concert, bey welchem ich, obschon ich dies noch bey keinem gethan habe, die Einnahme bestimmt angeben will, damit reisende Musiker, denen eigne oder Fremder Erfahrung dies noch nicht gesagt hat, aus diesem Beyspiel ersehen mögen, wie wenig auf Kurörter zu rechnen ist, wenn Protektion mangelt. Wir hatten das Billet zu einem Kronenthaler festgesetzt, und unser ganzes Auditorium bestand in sechs und zwanzig Personen. Wenn es also der argen Göttin Eris eingefallen wäre, zwischen Herrn Caravoglia und mir einen Zank anzustiften, so hätte sie wahrlich etwas

anders als die Theilung zum Grunde legen müssen; denn man kann leicht berechnen, daß nach Abzug der Kosten nichts mehr zu theilen übrig blieb, als was man im Auge leiden kann. Am sieben und zwanzigsten gab ich ein Concert ohne Compagnie, welches nicht besser als das vorige ausfiel. Am neun und zwanzigsten ließ ich mich in einem Privat-Concert hören, und erhielt zwar einige, aber ziemlich unbedeutende Geschenke.

Am zweyten August reisten wir nach Spaa. War es uns in Achen schlecht gegangen, so gieng es uns hier noch zehnmal schlechter. Dorten hatte ich freylich kein Geld erübrigt, aber wenigstens Ruhm eingeerndtet; hier hingegen konnte ich, aller Bemühung ungeachtet, zu gar nichts gelangen. Wir kehrten also am

sechsten wieder nach Achen, und am neunten von da nach Cölln zurück. Hier machte ich schon am andern Tage Bekanntschaft mit einem sehr geschickten Violinspieler, Namens L'Eveque, welcher das Verdienst eines praktischen Tonkünstlers mit dem eines Componisten verbindet, und mehrere Solos und Trios für sein Instrument gesetzt hat, die zwar nicht eben den großen Theoretiker, aber doch immer den Mann von Genie und Geschmack verrathen. Um ihm jedoch vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so vereinigte er mit seinen Künstler-Talenten das noch weit höhere Verdienst, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Niedrige Kunstgriffe, die man in der verfeinerten Sprache Kabalen nennt, wiewohl jeder Redliche, der sich zufälliger Weise mit einem Menschen, welcher

ihm solche Kabale gespielt hätte, im Palast der Wahrheit der Frau von Genlis zusammen fände, sich dieses Worts gar nicht gegen ihn bedienen, sondern gerade heraus zu ihm sagen würde: Du hast einen Schurkenstreich an mir begangen. — Solche Schurkenstreiche sind dem guten L'Eveque durchaus fremd, und zu wem er einmal gesagt hat, ich bin dein Freund, der kann sicher darauf rechnen, daß er es mit Leib und Seele ist. Das Einzige, was ihm einigermaßen zum Vorwurf gereichen könnte, und wodurch es in der That jedem, der ihn nicht genau kennt, schwer wird lange mit ihm zu harmoniren, besteht darin, daß er sehr leicht etwas übel nimmt. Ein übereilter Scherz, ein Wort, das man ohne Arges dabey zu denken dem Mund entschlüpfen läßt, kann ihn in Hitze bringen.

Hat sich hingegen wirklich Jemand mit ihm entzweyt, und läßt nur einigermaßen den Wunsch merken, ihn wieder zu versöhnen, so ist er schnell bereit die Hand dazu zu bieten. Da er ein viel zu verständiger Mann ist, um nicht von der Wahrheit alles dessen, was ich hier von ihm gesagt habe, bey sich selbst vollkommen überführt zu seyn, so kann er sich durch das öffentliche Geständniß seines kleinen Fehlers, dessen entgegengesetzte Tugend ich überdies nicht zu bemerken vergessen habe, nicht für beleidigt halten. Ich würde indeß jenes auf keinen Fall gethan, auch mich überhaupt nicht so lange bey ihm verweilt haben, wenn ich nicht gerechte Ursache hätte, ihn für einen meiner intimsten Freunde anzuerkennen.

Am sechszehnten gab ich in Cölln das

erste, am zwey und zwanzigsten das zweyte Concert; auch fand ich hier noch einen guten Orchestergeiger, Namens Eisenmann, welcher verschiedene Sachen komponirt hat, worunter sich besonders eine Symphonie auszeichnet, die zwar kein großes Meisterstück der Kunst, aber von so leichter gefälliger Art ist, daß man sie nicht nur in Concerten, sondern viele Jahre hindurch in Speisesälen und Bierschenken gehört hat, welches meiner Meynung nach den Verfasser keineswegs erniedrigt, sondern ihm vielmehr zur großen Ehre gereicht. Ich wenigstens würde gerade deswegen viel darum geben, wenn ich sie gemacht hätte. Ein Stück, welches so beschaffen ist, daß es, wie man sagt, gemein oder populär wird, darf freylich kein erhabenes Kunstprodukt seyn; aber durch

schöne Gedanken, die sich, ein paarmal gehört, dem Gedächtniß von selbst aufdringen, und nicht leicht wieder daraus verschwinden, muß es sich nothwendig vor vielen andern auszeichnen. Hörte man nicht ehemals die schönsten Arietten aus der Jagd, dem Erndtekranz und der Liebe auf dem Lande von allen Gassenbuben singen oder pfeifen? Geschieht es mit denen aus der Zauberflöte nicht bisweilen noch? Und gleichwohl gehören die Namen Hiller und Mozart zu denen, welche dereinst die späteste Nachwelt noch mit Ehrerbietung nennen wird. Am vier und zwanzigsten reisten wir von Cölln ab, und nahmen unsern Weg auf Düsseldorf, wo wir an verschiedene Herrschaften empfohlen waren. Aber einige derselben waren abwesend, und die

übrigen stimmten das alte Muth benehmende Thema an: Es ist Sommer. Wir machten also daß wir fortkamen, fuhren am sechs und zwanzigsten bis Wesel, und waren am sieben und zwanzigsten Nachmittags bey guter Zeit in Cleve, wo wir die Unsrigen gesund und fröhlichen Herzens antrafen, und uns ihres Frohsinns freuten.

Fünftes Kapitel.

Wie es mir in Cleve und andern umliegenden Städten ergieng. Thesen und Antithesen, von denen der Verfasser wünscht, daß sie seinen Lesern besser behagen mögen, als er es von der ihnen vorausgehenden Erzählung hoffen darf.

Was den Zeitraum betrift, dem dieses Kapitel gewidmet ist, so enthielt er für mich weder viel angenehme Dinge, noch große Widerwärtigkeiten; und wenn es mir nicht darum zu thun wäre, die Data aller meiner Reisen und Concerte bestimmt anzuführen, so würde ich ihn gänzlich überhüpfen. Ich will mich indeß bey der Erzählung davon so kurz, als es mir möglich ist, zu fassen suchen;

denn da sie (ich sage es unverholen) viel zu einförmig ist, um interessant seyn zu können, so soll sie wenigstens nicht gar zu langweilig werden. Also zur Sache.

Am neunten September gab ich in Cleve Concert. Am folgenden Tage gieng mein Vater nach Nimmwegen, um dorten eins zu veranstalten, und schrieb, da alles in Richtigkeit war, an meine Mutter, daß sie mit mir nachkommen, meine Geschwister aber zurücklassen möchte. Dies geschah am fünfzehnten. Am sechszehnten gab ich in Nimmwegen ein Concert, welches aber unsrer Erwartung nicht entsprach; wiewohl sich gerade viel auswärtige Fremde in der Stadt befanden, worauf wir hauptsächlich unser Augenmerk gerichtet hatten, und wovon, ich weiß nicht mehr

ob ein Jahrmarkt, oder sonst etwas Besonderes die Veranlassung war. Abermals ein Beweis, daß ein reisender Künstler oft die Rechnung ohne den Wirth macht, wenn er sich darauf verläßt, daß solche ausserordentliche Gelegenheiten ihm großen Vortheil bringen werden, und nicht selten blos ihrentwegen einen sichern Gewinnst verschmäht, den man ihm anderwärts darbietet. Am siebenzehnten spielte ich im gewöhnlichen Liebhaber-Concert, wofür ich ein Geschenk erhielt, welches, in Erwägung, daß ich hier keine Unkosten hatte, beträchtlicher war als die vorige Einnahme. Ich kann mich zwar nicht mehr erinnern, wie viel es betrug; damals aber wußten wir es schon voraus, und waren zufrieden damit. Am achtzehnten kehrten wir nach Cleve zurück, wo ich

am zwanzigsten wieder Concert gab. Einige Tage nachher reiste mein Vater nach Wesel, und ich folgte ihm am neun und zwanzigsten in Begleitung meiner Mutter nach. Am dreyßigsten gab ich in Wesel ein Concert, welches von allen, so ich in dieser großen Stadt (wo, im Vorbeygehen gesagt, die Liebhaberey der Kunst eben nicht sehr groß ist) gegeben habe, nicht nur das zahlreichste war, sondern auch sehr zu meinem öffentlichen Ruhme beytrug, indem bald nachher ein Aufsatz in der dortigen Zeitung erschien, worin ich weit über mein Verdienst gelobt ward. Am dritten Oktober gab ich das zweyte Concert, und am fünften fuhren wir (o des ewigen Einerleys!) zum dritten Male nach Cleve. Am siebenten oder achten begab sich mein Vater in Betreibung unsers

Geschäfts nach Emmerich, erschien aber am folgenden Tage wieder, weil ihm dort Jemand versprochen hatte, die Sache zu übernehmen, und falls sie zu Stande käme, uns Bescheid sagen zu lassen, welchen wir denn auch bald erhielten. Am zwölften gab ich in Cleve abermals Concert; am dreyzehnten reiste ich mit meinem Vater nach Emmerich, wo am nämlichen Tage ein Gleiches geschah. Den folgenden verweilten wir blos zu unserm Vergnügen in dieser Stadt, und ich kann wohl sagen, daß die beyden Tage, welche ich daselbst zugebracht habe, mir auf eine sehr angenehme Weise verstrichen sind, theils weil das Concert nach Beschaffenheit des Orts gut ausgefallen war, theils weil es mir unter seinen Bewohnern vorzüglich gefiel, bey denen, so viel ich in

dieser kurzen Zeit wahrnehmen konnte, ein sehr geselliger Ton zu herrschen schien.

Ungeachtet ich bis dato noch nicht gesagt habe, auch wahrscheinlicher Weise nie sagen werde, daß es mir in einem Lande oder in einer Stadt gefallen oder mißfallen hat, ohne mich näher darüber zu erklären, so hoffe ich doch, daß es wenigstens denen unter meinen Lesern, die mich persönlich kennen, nicht ganz gleichgültig seyn werde, wenn ich hier einen Maßstab beyfüge, nach welchem es mir überhaupt in einem Lande oder in einer Stadt gefällt oder mißfällt. Da aber der Faden meiner Besinnungskraft unmöglich lang genug seyn kann, um alle Punkte, worauf es hiebey ankommt, aufzufassen, so will ich versuchen, wenigstens die wesentlichsten daran zu reihen. Es sind demnach folgende: Ob

die Musik, mit der ich als Tonkünstler doch wohl billig anfangen muß, in einer Stadt geliebt wird oder nicht, und der Künstler also gute Aufnahme und Unterstützung daselbst findet, oder keines von beyden; — ob die Begleitung mehr gut oder mehr schlecht genannt zu werden verdient; — ob sie (welches zwar, leider, und dem Himmel sey Dank! beydes nur äusserst selten Statt findet) aus lauter Meistern, oder durchgängig aus Stümpern besteht; — ob der Ton in den Gesellschaften frey ohne frech, vertraulich ohne zudringlich, lustig ohne ausgelassen oder gar plump zu seyn, der herrschende ist, so daß es nicht sehr genau genommen wird, wenn man auch bisweilen ein Wort fallen läßt, ohne es zuvor auf der Goldwage der Hofetikette abgewogen zu haben, wofern man nur

dasjenige nicht aus den Augen läßt, was selbst die Vernunft mit dem Namen Wohlstand bezeichnet; oder ob hingegen ein steifes gezwungenes Ceremoniell beobachtet werden muß, nach welchem man in Gesellschaften nicht eigentlich sprechen, sondern nur leise lispeln, und sich beyleibe nicht unterstehen darf, an Jemand eine Frage zu richten, oder eine erhaltene zu beantworten, ohne jedesmal die Excellenz, den Herrn Baron, den gnädigen Herrn, den Herrn von, den Herrn Präsidenten, Geheimenrath, Hofrath u. s. w. beyzufügen, welches den Fremden in vielen Fällen so verlegen macht, daß er nicht weiß wie er sich zu benehmen hat, und was ich nicht umhin kann durch ein Beyspiel zu bekräftigen, woran sich hoffentlich meine Leser belustigen werden. In Cleve speiste

einst ein Fremder an einer öffentlichen Tafel. Die Gesellschaft beobachtete ein so steifes Ceremoniell, daß keiner ein Glas Wein trank, bevor er die übrigen der Reihe nach mit Stand und Namen citirt hatte, um es auf ihre Gesundheit auszuleeren. Der Fremde, der seinem ziemlich lange bekämpften Durst nicht länger zu widerstehen vermochte, wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um nicht gegen die feine Lebensart zu verstossen. Auf das Wohlseyn der Herren insgesamt zu trinken war nicht rathsam; denn wie sollte er sie in diesem Falle anreden? Gnädige Herren waren sie nicht sämtlich, mithin wäre dieser Aufruf für die übrigen eine Art von Beleidigung gewesen. Endlich half ihm sein guter Genius aus der Verlegenheit. Wenn sie (flüsterte er ihm zu) auch nicht

alle gnädig sind, so werden sie doch wenigstens alle barmherzig seyn wollen. Er machte sogleich von diesem glücklichen Einfall Gebrauch, füllte sein Glas und rief aus: Barmherzige Herren! ich gebe mir die Ehre auf ihr Wohlseyn zu trinken.

Ich kehre nun wieder zum bewußten Faden zurück, der überdies noch manches Ob und Oder enthält. Ob man sich demnach in den öffentlichen Kaffeehäusern zu versammeln pflegt, um sich durch Gespräche über allerley Gegenstände, oder durch das zeitkürzende und edle Billard (welches ich weit entfernt bin mit den verderblichen Hasardspielen zu vermengen, weil es dabey auf Geschicklichkeit und nicht auf bloßen Zufall ankommt) von den mancherley Geschäften des Tages zu erholen, wie dies in

Paris, Amsterdam, Berlin, Leipzig und vielen andern Städten geschieht; oder ob, wie in den Kaffeehäusern zu London, jeder für sich an einem besondern Tische sitzt, um entweder die Zeitung, oder ein Journal, oder sonst etwas zu lesen, so daß der Fremde, dem es etwas Ungewöhnliches ist, keinen Menschen sprechen zu hören, glauben muß, er sey nicht in einem öffentlichen Hause, sondern befinde sich in einem strengen Karthäuserkloster; wobey jedoch der wesentliche Unterschied obwaltet, daß jene von freyen Stücken, diese Unglücklichen aber aus Zwang den Mund nicht öffnen. — Doch weiter! — Ob man zwar die Ordnung liebt, aber dennoch, wenn man bisweilen an einem schönen Sommer- oder geselligen Winterabend im trauten Kreise beysammen sitzt, um sich für die

trüben Stunden, deren es hienieden so viele giebt, durch wenige, die der Freude gewidmet sind, schadlos zu halten, ob man, sage ich, der sogenannten Bürgerglocke keine unumschränkte Gewalt über sich einräumt, oder ob das Brummen derselben, und, wenn man ja so unglücklich ist es zu überhören, der wohlbekannte Mann — der durch ein Horn oder eine Knarre sein Daseyn zu erkennen giebt, und den Herren andeutet, daß es zehne geschlagen habe, ihnen auch Kraft seines Amtes den zwiefachen Befehl ertheilet, Feuer und Licht zu bewahren und Gott den Herrn zu loben, mit so allmächtiger Kraft wirkt, daß dadurch der höchste Genuß des geselligen Vergnügens gleich dem gordischen Knoten zerhauen wird? Ob geistreiche Gespräche über Litteratur, Malerey, Musik

und andre schöne Künste und Wissen-
schaften, Räthsel, Charaden, oder Auf-
gaben aus dem unendlich großen Reiche
der Arithmetik, die Unterhaltungen in
den Gesellschaften ausmachen; oder ob
man lieber aus Furcht zu medisiren
(ein erbärmlicher Scheingrund, hinter
welchen der wahre sehr schlecht ver-
schanzt wird) zu den leidigen Karten
seine Zuflucht nimmt, sie vom Abend
bis in die späte Nacht nicht aus den
Händen legt, und, wie Lichtwer sagt,
weder an Gott noch Hölle denkt, und
ach! auch dies nicht in Erwägung zieht,
daß vielleicht daheim eine trostlose Gattin,
deren Kinder um Brod schreyen, wofür
sie ihnen nichts als Thränen darzureichen
hat, Händeringend ihre Seufzer zum
Allerbarmer empor schickt, oder in größ-
ter Verzweiflung die Stunde verflucht,

in der sie dem Sklaven einer so verderblichen Leidenschaft ihre Hand gab, weil sie vorausſieht, welch ein fürchterliches Ungewitter sich langsam über ihrem Haupte zusammen thürmt, um sie mit desto härtern Schlägen zu treffen. Doch ich will diese schauderhafte Scene nicht weiter ausmalen; denn da so mancher biedere deutsche Mann, dem es um das Heil der Menschheit zu thun war, es weit nachdrücklicher und herzergreifender that, als ich's zu thun vermag, und dennoch nichts dadurch bewirkte, wie könnte ich wohl etwas Bessers hoffen? Ich gehe demnach zu gleichgiltigern Gegenständen über. Ob für die Bequemlichkeit der Reisenden gute oder schlechte Anstalten getroffen sind? Ob man schnell oder langsam fortkömmt? Ob die Wege gut oder böse? Ob sie in jedem Betracht

sicher, oder in mancher Hinsicht gefährlich sind? Ob über die meisten Flüsse, so man passirt, Brücken gebaut sind, oder ob man sich häufig gefallen lassen muß übergesetzt zu werden, welches nicht nur das Fortkommen verzögert, sondern auch nicht selten mit Lebensgefahr verbunden ist, wovon der weitere Verfolg meiner Geschichte ein Beyspiel geben wird. Ob der Reisende jedesmal so behandelt wird, wie es die eingeführte Ordnung mit sich bringt, oder ob er (wie mir dies selbst widerfahren ist, und worüber ich gehörigen Orts mehr sagen werde) vier Pferde Extrapost bezahlen muß, und nur drey erhält? Ob die Postillions mit dem Trinkgelde, welches Gesetz und Billigkeit ihnen gestatten, zufrieden sind, oder ob sie, ihrer Meynung nach, nie genug bekommen können;

wobey mir folgende Anekdote einfällt, welche mir als wirklich geschehen erzählt worden ist, und die ich auch keineswegs in Zweifel ziehe, indem ich die Unverschämtheit dieser Menschen hinlänglich habe kennen lernen. Ein Reisender trieb gegen seinen Postillion die Freygebigkeit so weit, daß er ihm einen Dukaten zum Trinkgelde gab. Dieser betrachtete das Goldstück ein Weilchen und rief sodann aus: Zum Branntewein werden Sie mir doch wohl noch etwas zulegen? *) Dies heißt wahrlich die Ungenügsamkeit weiter treiben, als man glauben sollte! Ob diejenigen Menschenklassen, mit denen der Reisende am meisten zu schaffen hat,

*) Vermuthlich hatte dieser Postillion in seinem Leben noch keinen Dukaten gesehen, und kannte den Werth desselben nicht.

nämlich Gastwirthe, Postmeister, Accis- und Zollofficianten, Fuhrleute, Schiffer u. s. w. in der Regel höflich oder grob sind? Ob man in den Gasthöfen gut bedient und billig behandelt, oder, welches gewöhnlich mit dem eben Erwähnten vereinigt ist, schlecht bedient und tüchtig geprellt wird? Ob diejenigen Speisen, so ich am liebsten genieſſe, und die Getränke, die mir die angenehmsten sind, gut oder schlecht zubereitet werden? Ob man überhaupt in einer Stadt nicht nur alles, was dem Menschen zur Nahrung dient, in so fern es wenigstens die Jahreszeit mit sich bringt, sondern auch alles, was zu seinem anderweitigen Nutzen und Vergnügen gereicht, haben kann; oder ob die Frage nach einer Sache mit nein, und nach der andern mit auch nicht beantwortet

wird? Ob in einem Lande ein gelindes oder ein rauhes Klima ist, und ob wenigstens da, wo letzteres Statt findet, gute Anstalten dagegen getroffen sind, wie in Rußland, wo ich weit weniger von der Kälte empfunden habe als in Deutschland, obschon sie dort viel strenger und anhaltender ist als hier? Ich würde mich zu weit von meinem vorgesetzten Ziel entfernen, wenn ich die Gründe davon entwickeln wollte; indessen wird jeder, der an den Ufern der Düna, Newa und Wolga gewesen ist, diese Wahrnehmung an sich selbst gemacht haben. — Ferner: Ob in den Städten die Häuser geräumig und hell, oder enge und finster, die Zimmer groß und hoch, oder klein und niedrig, die Treppen bequem und gerade, oder steil und schneckenförmig, die Straßen gut

gepflastert, breit, rein und eben, oder löcherig, schmal, kothig und hügelig sind? Ob sie des Abends beleuchtet werden oder nicht, und, da so eben von Beleuchtung die Rede ist, ob es auch in den Köpfen der Bewohner hell genug aussieht, daß man sich nicht eben sehr zu hüten braucht, seine Meynung über religiose und politische Gegenstände laut werden zu lassen, oder ob man dies nicht wagen darf, um nicht von Jedermann sogleich für einen ausgemachten Freygeist oder Jakobiner gehalten und als ein solcher vermieden zu werden? Denn was den letzten Punkt betrift, so gehörte im verflossenen Jahrzehnt nicht viel dazu; nunmehro aber scheint sich diese Art der Verketzerungswuth wieder einigermaßen gelegt zu haben, und wenn es auch noch hie und da ein Obscurant

unternimmt, einen Wahrheitsfreund verdächtig zu machen, so wird doch im Allgemeinen nicht mehr sonderlich auf sein Geschrey geachtet. — Ferner: Ob sich in einer Stadt eine öffentliche Lesebibliothek befindet oder nicht? Ob diese solche Schriften enthält, die den Geist bilden, den Verstand mit nützlichen Kenntnissen bereichern, das Herz veredeln, oder ob sie nur aus solchen besteht, die blos da zu seyn scheinen, um die Zeit zu tödten und den Kopf mit überspannten Begriffen anzufüllen, deren Gegenstände nur in Romanen, nicht aber in der wirklichen Welt vorhanden sind?

Doch der angereihete Faden ist hier zu Ende, und meine Leser wissen nunmehr das Hauptsächlichste dessen, was mir in einem Lande oder in einer Stadt gefällt oder mißfällt. Sollten hie und

da noch einige Nebendinge vergessen seyn, so werde ich vielleicht in der Folge Gelegenheit finden sie zu bemerken. Ich wünsche indeß, daß das hier Gesagte ihnen keine Langeweile verursacht haben möge, und schliesse dieses Kapitel, indem ich den Faden meiner Geschichte wieder ergreife.

Wir kehrten am fünfzehnten wieder nach Cleve zurück, wo wir einige Tage verweilten, ohne daß sich etwas mit uns zutrug, das des Erzählens würdig wäre.

Sechstes Kapitel.

Noch eine kleine Reise in bloßer Begleitung meines Vaters.

Am zwanzigsten begaben wir uns nach Xanten, wo ich einen Kanonikus, Namens Emonts, kennen lernte, welcher nicht nur die Musik leidenschaftlich liebte, sondern selbst auf verschiedenen Instrumenten, hauptsächlich auf der Flöte, nicht zu den ganz mittelmäßigen gehörte. Auch machte ich Bekanntschaft mit einem reformirten Prediger Triest. Ich führe diese beyden Geistlichen nicht blos deswegen an, weil sie uns bey unserm Geschäft hilfreiche Hand leisteten, und uns überhaupt viele Freundschaft erzeigten, sondern fast mehr darum, weil sie, trotz der Verschiedenheit des Glaubens, dessen Lehrer sie waren, in brüderlicher

Eintracht mit einander lebten, und fast unzertrennlich waren. O möchten doch alle diejenigen, welche sich Diener Gottes und des Gottgesandten nennen, diese beyden würdigen Männer, und alle die ihnen gleichen, zum Muster nehmen! Alsdann könnten sie erst mit Wahrheit sagen: Wir sind es, welche Heil und Segen über die gesamte Menschheit verbreiten. Alsdann würde ihr Stand wieder eben so, ja wohl noch mehr, und mit noch weit größerm Rechte, in Ehren gehalten werden als ehemals. Sie waren immer diejenigen, die über den grossen Haufen alles vermochten, und noch jetzt ist ihre Macht lange nicht so beschränkt, als manche sich einbilden. Priester waren es, auf deren Geheiß Männer ihre Weiber, Väter ihre Kinder verliessen und nach Palästina zogen, um

die sogenannten Ungläubigen zu morden, weil diese das höchste Wesen auf eine andre Weise verehrten als jene. Priester waren es, welche die Pariser Blut-Hochzeit stifteten. Wenn (im Vorbeygehen gesagt) der Revolutionsalmanach die Hinrichtung Ludwigs des XVI. das Brandmark eines Jahrhunderts nennt, o! mit was für einem Namen soll man jene Greuelscene belegen, deren bloße Vorstellung die Menschheit schaudern macht? Priester waren es endlich, welche die sogenannten Ketzer bey Tausenden zum Scheiterhaufen schleppten; kurz, es ist kein Verbrechen so groß, keine Frevelthat so abscheulich, daß nicht einmal irgend ein Priester die Hand dabey im Spiel gehabt haben sollte. Da es ihnen also immer ein Leichtes gewesen ist, Böses zu bewirken, o! wie viel leichter

würden sie nicht durch ihr eignes Beyspiel das Gute befördern können! Religionshaß, der Jahrhunderte lang die Pest der Menschheit gewesen ist, würde bald gänzlich von der Erde vertilgt seyn, und die Menschen würden sich wenigstens von dieser Seite wie Brüder lieben. Keiner, dem der Andre ein Freundschafts-Bündniß antrüge, würde ihn mehr fragen: Bekennst du dich zur katholischen, lutherischen oder reformirten Gemeinde? Wohl aber würde er ihm, um hier den religiösen Ton beyzubehalten, zurufen: Bist du ein ächter Christ? Kennst du das wahre Christenthum, die reine Lehre Jesu in aller ihrer Größe und Vortrefflichkeit, und suchst du sie in Ausübung zu bringen, so sey mir willkommen, wo nicht, so ziehe deine Straße, ich die meinige.

In der festen Ueberzeugung, daß Jeder, dem das Heil der Menschheit am Herzen liegt, mir diese kleine Abschweifung nicht nur gerne verzeihen, sondern mir wohl noch ein Paar frohe Augenblicke dafür wünschen wird, rücke ich nunmehro in meiner Erzählung vorwärts. Der damalige Unternehmer des Liebhaber-Concerts in Meurs, ein Herr von Mosel, hatte zufälliger Weise unsern Aufenthalt in Xanten erfahren; er schrieb also an einen seiner dortigen Freunde, und bat ihn, daß er uns doch bereden möge nach Meurs zu kommen, indem das Publikum daselbst sehr begierig sey mich zu hören; er wolle es veranstalten, daß dies am kommenden Montag im gewöhnlichen Concert gegen eine verhältnißmäßige Bezahlung geschehen könne, welches er für zweckmäßiger halte,

als ein besonderes einzurichten, da letz-
teres nur mit unnützem Zeitaufwand und
Kosten verknüpft, mithin in einer so
kleinen Stadt nichts dabey zu erübrigen
wäre. Es versteht sich, daß wir sehr
gern in das Verlangen des Herrn von
Mosel einwilligten. Am zwey und zwan-
zigsten gab ich in Xanten Concert, und
am drey und zwanzigsten reisten wir
ab. Da man uns indeß gesagt hatte,
daß wir es auf Hohestraß, welches ein
einzelnes Posthaus ist und eine halbe
Meile von Meurs entfernt liegt, weit
besser und billiger finden würden, als
innerhalb dieser Stadt, so hielten wir
es für rathsam daselbst einzukehren, und
fanden keine Ursache dies zu bereuen.
Denn wir wurden nicht nur vom dorti-
gen Postmeister und dessen Mutter, einer
alten braven Frau, auf das höflichste

empfangen und auf das Beste bewirthet, sondern die gutmüthigen Leute wollten sogar durchaus keine Bezahlung von uns annehmen. Ich kann mich ordentlich darüber ärgern, daß ich sie meinen Lesern nicht zu nennen vermag. Es war jedoch nicht Mangel an Erkenntniß des Guten, sondern blos meine alberne Blödigkeit, was mich verhinderte, sie nach ihrem Namen zu fragen. Denn, um auch gegen mich selbst nicht ungerecht zu seyn, muß ich bekennen, daß schon in meiner frühesten Kindheit mir ein inneres Gefühl gesagt hat, wofür ich meinem Nächsten Dank schuldig bin.

Am vier und zwanzigsten Nachmittags fuhren wir nach Meurs zum Herrn von Mosel, an welchem wir einen überaus artigen Mann und passionirten Musikfreund kennen lernten; wir verweilten

bey ihm, bis das Concert seinen Anfang nehmen sollte, und nach Endigung desselben empfieng ich meine Bezahlung, mit welcher ich sehr zufrieden war, worauf wir sogleich wieder nach Hohestraß zu unsern guten Wirthsleuten zurückkehrten, und uns die Mahlzeit trefflich schmecken liessen. Dies ist überhaupt bey mir an solchen Abenden, wo ich mich habe öffentlich hören lassen, besonders der Fall; doch kommt das mehr oder weniger auf einige Umstände an; ob nämlich die Einnahme gut oder schlecht, der Beyfall groß oder gering war; ob sich unter meinen Zuhörern viel oder wenig Kenner befanden, und ob ich mir selbst einigermaßen oder gar nicht zu Dank gespielt hatte. Denn ganz (ich gestehe es aufrichtig) ist mir dies noch nie begegnet, wird auch wohl schwerlich

jemals geschehen; wie ich denn nicht zweifle, daß es jedem Künstler, der die Grenzen des Mittelmäßigen überschritten hat, eben so geht.

Am fünf und zwanzigsten nahmen wir unsern Weg auf Creeveld, erhielten aber kurz vor der Abreise ein Schreiben vom Prediger Triest aus Xanten, welches in einem so zutraulichen und biedermänni-schen Ton abgefaßt war, daß ich es meinen Lesern wörtlich mittheilen würde, wofern ich so glücklich wäre es noch zu besitzen. Triest hatte sich nämlich bey meinem Vater erkundigt, wohin er den Winter zu reisen gedenke? Dieser hatte hierauf erwiedert, daß er zwar den Vor-satz habe nach Amsterdam zu gehen; so ganz aber sey er noch nicht mit sich selbst hierüber einig, indem er gegen Holland und dessen Bewohner ein sehr ungün-

stiges Vorurtheil hege, auch die mancherley Gefahren und Unannehmlichkeiten fürchte, denen Reisende, wie man ihn oftmals versichert, dorten mehr als anderwärts ausgesetzt seyen. Der gute Triest schrieb ihm also, er solle doch ja von seinem einmal gemachten Plan nicht abgehen; denn bald nach unsrer Entfernung habe er mit einem Holländer gesprochen, der ihm nicht genug habe anpreisen können, wie sehr in seinem Vaterlande, besonders in der Hauptstadt desselben, die Kunst geschätzt und belohnt werde; auch sey es durchaus falsch, und werde nur von unwissenden und schlechten Menschen ausgesprengt, daß der Fremde dort mehr als anderwärts zu befürchten habe; im Gegentheil sey die Polizey auf einem so vortrefflichen Fuß, daß man nicht leicht in einer großen

Stadt mehr Ruhe und Sicherheit genieſſe, als gerade in Amſterdam u. ſ. w. Hierzu fügte nun der würdige Mann noch die Bitte, daß mein Vater, falls wir geſonnen wären dieſe Reiſe über Xanten zu machen, ihm ein Paar Tage vorher unſre Ankunft melden möge, damit ich ohne großen Zeitverluſt noch ein Concert daſelbſt geben könne, welches er ſich zu veranſtalten erbiete. Wenn ich hier ein wenig umſtändlich geweſen bin, ſo mag meine Abſicht dies entſchuldigen; ich wollte nämlich darthun, daß ich von allem dem Guten, was mir erwieſen worden iſt, nicht leicht etwas vergeſſe, und wenn der brave Trieſt noch lebt, ſo wird er vielleicht ſelbſt hieraus erſehen, daß ich ſeiner Freundſchaft nicht ganz unwürdig bin.

In Creeveld waren wir einer sehr achtungswerthen Familie empfohlen, über deren Lob ich mich aber nicht weitläuftig ergiessen, sondern blos meine Leser auf dasjenige aufmerksam machen will, was Campe im achten Theile seiner Reisen für die Jugend über sie gesagt hat. Es ist nicht Furcht vor Uebertreibung, was mich schweigen heißt; denn diese kann hier gar nicht Statt finden; allein ich halte es für höchst überflüssig, die Worte eines so anerkannten Wahrheitsfreundes auch nur durch ein einziges zu vermehren. Es waren also die von der Leyen, welche uns eine so vortreffliche Aufnahme angedeihen liessen, als sie der Künstler damals bey Personen ihres Standes nur selten fand, auch wirklich noch jetzt nicht allemal findet. Ich habe mit Fleiß das Wort Herren wegge-

lassen, weil der weibliche Theil dieser Familie dem männlichen an Artigkeit, Bescheidenheit, Liebe zur Musik und Kenntniß derselben, kurz an allem, wodurch der Adel mehr als durch die drey oder sechs Buchstaben, welche seinem Namen vorausgehen, die Achtung der vernünftigen Welt auf sich zieht, vollkommen gleich war. Ich kann mich leider hier des Präsens nicht bedienen, indem ich nicht mit Gewißheit weiß, ob sich ihr sämtliches Personale, welches ich damals kannte, noch am Leben befindet; indeß kann dies Niemand eifriger wünschen als ich, da wahrhaft gute Menschen nicht so leicht wieder ersetzt werden. Genug, sie thaten alles, um uns den Aufenthalt in Creeveld recht angenehm und nützlich zu machen; und da sie hier, als die Vornehmsten der Stadt,

den Ton angaben, so konnte es nicht fehlen, daß das Concert, welches ich am acht und zwanzigsten in dem schönen Saale gab, den sie ausdrücklich zu den öffentlichen Vergnügungen der Einwohner hatten errichten lassen, sehr zahlreich ausfallen mußte. Am neun und zwanzigsten verliessen wir diese Stadt, an die ich noch jetzt mit dem reinsten Vergnügen zurückdenke, und begaben uns nach Düsseldorf. Hier säumte mein Vater zwar nicht, unser Geschäft zu betreiben; da es sich aber, ich weiß nicht mehr warum, sehr in die Länge zog, bevor wir einen Tag bekommen konnten, so glaubten wir die Zeit nicht müssig zubringen zu müssen, und machten also am zweyten November einen Abstecher nach Elbersfeld, welches man uns oft als eine Stadt angerühmt hatte, wo

die Musik ausserordentlich geschätzt werde; allein wir fanden gar bald Ursache, uns vom Gegentheil zu überführen. An ein eigentliches Concert war hier gar nicht zu denken, weil es durchaus an Begleitung fehlte. Um also nur kurz von der Sache zu kommen, so ließ ich mich am sechsten in einem sehr großen Saale vor einer sehr kleinen Gesellschaft mit einigen Solo's und Phantasien hören. Uebrigens weiß ich von dieser berühmten Stadt nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ich vielleicht ein Paar Louisd'or in ihr zugesetzt haben mag. Wir kehrten also am siebenten nach Düsseldorf zurück. Doch auch von hier kann ich für jetzt nichts weiter sagen, als daß ich am vierzehnten ein Concert gab, und das Orchester sehr gut fand. Am sechszehnten giengen wir wieder nach Creeveld,

um daselbst noch etwas zu unternehmen; es kam aber nichts zu Stande, indem aus der vorerwähnten Familie gerade derjenige, welcher bey unserm dortigen Geschäfte die Haupttriebfeder gewesen, nicht anwesend war. Wir nahmen also am achtzehnten abermals unsern Weg nach Düsseldorf. Hier gab ich am neunzehnten noch ein Concert, und am zwanzigsten fuhren wir auf Hohestraß. Es war gerade Sonntag, und da mein Vater Willens war, mich nochmals im Liebhaber-Concert zu Meurs (welches gewöhnlich des Montags gehalten wurde) spielen zu lassen, so schrieb er deswegen an den Herrn von Mosel, erhielt aber den Bescheid, daß er, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht so viel habe zusammen bringen können, um, wie er sich sehr schmeichelhaft ausdrückte, nur

eine meiner Kadenzen damit zu bezahlen. Wir setzten demnach am zwey und zwanzigsten unsre Reise bis Wesel fort, wo ich am sechs und zwanzigsten ein sehr geringfügiges Concert gab. Ueberhaupt war mir der Aufenthalt daselbst, obschon mein Vater die meiste Zeit zu Hause blieb, äusserst langweilig. In Xanten, wo wir am acht und zwanzigsten gegen Mittag ankamen, hatten unsre Freunde Triest und Emonts schon alles in Bereitschaft gesetzt, so daß mein Concert noch am nämlichen Tage vor sich gieng. Den folgenden brachten wir noch in der angenehmen Gesellschaft dieser würdigen Männer zu, und am dreyssigsten verliessen wir Xanten. Da ich seit dieser Zeit nie wieder in ihrer Nähe gewesen bin, so bleibt mir von ihnen nichts weiter zu sagen übrig, als daß ich recht

herzlich wünsche, sie wenigstens noch einmal mündlich meiner Hochachtung versichern zu können. Am Abend des bewußten Tages langten wir wieder in Cleve bey den Unsrigen an. Hier glaubten wir einen sehr vortheilhaften Zeitpunkt für uns zu treffen, indem der benachbarte Adel des Landtags wegen versammelt war; doch weit gefehlt, daß der Erfolg unsrer Erwartung nur im mindesten entsprochen hätte, so gerieth vielmehr das Concert, welches ich am siebenten December gab, viel schlechter, als die, so ich zuvor in Cleve gegeben hatte. Da ich schon zu verschiedenen Malen bey ähnlichen Vorfällen meine Meynung über diesen Gegenstand zu erkennen gegeben habe, so enthalte ich mich alles fernern Räsonnements hierüber; räsonniren aber muß ich dennoch,

und sollte es auch nur geschehen, um meiner Erzählung, da wo sie nichts als Reisen und Concerte enthält, ihre Einförmigkeit zu benehmen; und weil ich so eben des Landtags erwähnt habe, so giebt mir dies Gelegenheit zu folgender Bemerkung. Ich wünschte nämlich recht genau zu erfahren, was es eigentlich damit für ein Bewandniß haben mag. Ich habe mich zwar bey verschiedenen darnach erkundigt; aber keiner war fähig mir befriedigende Auskunft darüber zu geben. Es befand sich zwar in Cleve ein witziger Kopf, welcher eine Beschreibung davon machte; aber entweder wollte der Mann blos seinen Scherz mit der Sache treiben, oder er war ein boshafter Verläumder. Man höre nur, wie er sich ausließ. Die Herren, sagte er, versammeln sich alljährlich, um ausfün-

dig zu machen, ob die Austern in diesem Jahre theurer oder wohlfeiler sind, als sie es im verflossenen waren, und das nennen sie einen Landtag. Doch weg mit solchen schnöden Spöttereyen, die zu nichts frommen! Indeß ist mir noch eine Definizion bekannt, welche von ganz anderer Art ist, als die eben erwähnte, aber die Musen und Grazien und alle guten Dämonen des ganzen Olymps sollen mich bewahren, nur eine Sylbe davon zu unterschreiben, indem sie dem niedrigsten Persiflage so ähnlich sieht, als ein Tropfen Wasser dem andern. Auch rührt sie von einem Manne her, der sein ganzes Leben hindurch sich als ein unruhiger Kopf, dem in der Welt nichts zu Danke geschah, hinlänglich bekannt gemacht hat. Doch da er kein Bedenken trug seine Defini-

zion vom Landtage, welche ich zur Kurzweil meinen Lesern weiter unten wörtlich mittheilen werde, mit Beyfügung seines Namens drucken zu lassen, so sehe ich nicht ein, weswegen ich ihn hier nicht nennen sollte. Es ist der Baron von Trenk, der durch seine Lebensgeschichte so viel Aufsehn gemacht, manchen für, manchen wider sich eingenommen, und in den Augen des unpartheiischen kaltblütigen Beobachters sich durch sein ewiges Selbstloben in ein verdächtiges, und durch sein unaufhörliches Schimpfen, das bisweilen ans Pöbelhafte gränzt, in ein verhaßtes Licht gesetzt hat. In einem seiner Gedichte, welches den Titel führt: das Schicksal der Frau Justitia an allen Höfen Europens, erzeigt der Verfasser dieser guten Dame nicht selten die Ehre,

sie in seiner Manier, das heißt, ziemlich platt, reden zu lassen, wobey er ihr dann unter andern auch folgende Verse in den Mund legt:

Ich war in Düsseldorf, dort gilt ein schöner Brauch;
Der Adel, den sie dort des Landes Stütze nennen,
Frißt, schmaußt der Bauern Fett, füllt Beutel und den Bauch
Auf Bauern Rechnung, und spricht Machtsprüch' nach Belieben.
Das heißt ein Landtag, und des alten Adels Recht;
Doch bleibt das Neue so, wie es die Alten schrieben:
Der Herr ein Souverain, der Unterthan ein Knecht. u. s. w.

Genug, man sieht daß dies nichts als niedrige Schmähungen sind, durch die ich aber leider um kein Haar klüger in

der Sache geworden bin. Ich habe indeß selbst darüber nachgedacht, und will nun auch das Resultat davon dem geneigten Leser zum Besten geben. Der gesammte Landadel einer Provinz versammelt sich in der Hauptstadt derselben, um gemeinschaftlich über das Wohl des Landes zu berathschlagen, und die sichersten und heilsamsten Mittel zur Beförderung der edelsten Zwecke zu ersinnen. Da nun die Unternehmer dieses wahrhaft großen und patriotischen Geschäfts Landstände genannt werden, und da dasselbe natürlich nicht bey Nacht, sondern am Tage getrieben wird, so folgt hieraus die sehr richtige Benennung Landtag. Nun sind zwar mehrere Tage hintereinander dazu erfoderlich; allein es geschieht des Jahres nur einmal, und von dieser Seite betrachtet

ist es kein Fehler, sich des Singularis statt des Pluralis zu bedienen, so wie man z. B. sagt: das Mädchen hat ein schönes Auge, eine feine Hand, oder einen niedlichen Fuß, welches man doch gewiß von keiner Person sagen würde, die in der That nur einen dieser Theile besäße, gesetzt auch, daß solcher an Schönheit, Vortrefflichkeit, Zartheit oder Niedlichkeit alles überträfe. Genug, da meine Vorstellungsart vom Landtage die beste ist, welche ich habe ausfindig machen können, so bin ich geneigt, sie so lange für die einzig wahre zu halten, bis mir Jemand beweißt, daß sie es nicht ist; welches am Ende doch wohl möglich seyn könnte; irren ist ja menschlich, und wer weiß, ob ich mich hier nicht in einem gewaltigen Irrthum befinde, und ob nicht in der Wirklich-

keit manches ganz anders beschaffen ist, als in meiner Vorstellung? Doch genug des Räsonnirens, und wieder zur Fortsetzung der Geschichte, wozu es aber eines neuen Kapitels bedarf.

Siebentes Kapitel.

Neue Trennungen. Hinblick auf die Geschichte meiner Familie. Rückkehr zu meiner eigenen. Amsterdam, Pater Schmidt. Ein Räthsel.

Einige Tage nach unserm fehlgeschlagenen Concerte reiste mein Vater von Cleve ab, und zwar nach Nimwegen, wohin ich ihm am vierzehnten in Begleitung meines Bruders folgte. Hier gab ich am siebzehnten Concert, und am achtzehnten setzten wir unsern Weg

bis Arnhem fort. Von hier aus waren wir gesonnen nach Loo, wo sich der Prinz von Oranien zur Zeit aufhielt, und von da nach Zütphen zu gehen; und weil wir, um auf einer guten und sichern Straße nach Amsterdam zu gelangen, Arnhem wieder passieren mußten, so wollte mein Vater vorläufig Anstalt zu einem Concert treffen, um es bey der Rückkunft ohne großen Zeitverlust geben zu können. Sobald wir demnach angelangt waren, gab er seine Empfehlungsbriefe ab, und da die Herren ihn mit vieler Artigkeit empfingen, und sich der Sache anzunehmen versprachen, so war ihm dies doppelt erwünscht. Er traf mit ihnen die gehörige Verabredung, und nun gingen wir am folgenden Morgen ohne weiteres nach Loo, wo ich mich am zwan-

zigsten bey Hofe hören ließ, und zwölf Dukaten zum Geschenk erhielt. Am zwey und zwanzigsten reisten wir nach Zütphen. Hier gab ich am vier und zwanzigsten ein Concert, welches aber nicht geeignet war, um uns zu einem zweyten Lust zu machen. Wir gingen daher am folgenden Tage wieder nach Arnhem zurück, wo das Concert, welches ich am sieben und zwanzigsten gab, in jeder Hinsicht besser gerieth. Am dreyßigsten reisten wir von entgegengesetzten Seiten ab; mein Vater und ich nach Utrecht, mein Bruder hingegen zurück nach Cleve, und die Familienreise hatte somit ihre Endschaft erreicht. Wahrscheinlich werden meine Leser eben so froh seyn, von den ewigen Trennungen, Zusammenkünften, Doppelreisen, und wie alle die uninteressan-

ten und unzweckmäßigen Folgen dieses thörichten Unternehmens weiter heißen mögen, nichts mehr zu hören, als ich es bin, ihre Erzählung vollendet zu haben. Ob ich mich indeß schon im ersten Kapitel habe verlauten lassen, meiner Verwandten nur da zu erwähnen, wo sie auf meine eigene Geschichte Bezug haben; so kann ich doch nicht umhin, mit den drey nächsten derselben hier eine kleine Ausnahme zu machen, und das Wesentlichste dessen anzuführen, was sich nach unserer Trennung mit ihnen zutrug. Meine Mutter und Geschwister hielten sich bis in den März des folgenden Jahres zu Cleve auf, und reisten sodann nach Magdeburg, wo sie bis im November bey einem weitläufigen Verwandten blieben. Von hier begaben sie sich nach Wildenbruch

zum dortigen Amtsrath Horn, welcher, wie ich bereits gesagt zu haben glaube, der Stiefvater meiner Mutter war. Hier wollen wir den weiblichen Theil meiner Familie einstweilen lassen, wir werden ihn wohl noch einmal wieder finden. Was hingegen meinen Bruder betrift, so suchte man ihn beym Postwesen unter zu bringen, wozu er großen Hang bezeigte. Er trat schon im folgenden Jahre seine Laufbahn an, und wußte sich sehr bald in seinem Fache zu orientieren. Er erwarb sich durch Fleiß und gutes Betragen die Liebe seiner Vorgesetzten, ward zu verschiedenen Malen in seinem Posten versetzt, stieg schnell von einer Stufe zur andern, und ward endlich im Februar 1796 Postkommissarius in Stendal, welches er dermalen noch ist. In Utrecht — wie

schnell man doch im Geist und auf dem Papiere von einem Orte zum andern kommen kann! O, könnte man es doch in der Wirklichkeit eben so! dann würde ich oftmals den Stuhl, auf welchem ich sitze, um meine Geschichte zu diktiren, oder das Bette, worin ich, wenn andere längst der holde Schlaf mit seinen wohlthätigen Fittigen bedeckt, über ihre Darstellung nachdenke, verlassen, und mich nach entfernten Oertern begeben, um zu erforschen, ob dieser oder jener große Mann, dessen Bekanntschaft ich machte, dieser oder jener Redliche, der mir Wohlthaten erwieß, noch ein Bewohner unserer Erde sey, oder nicht, damit ich meinen Lesern gewisse Auskunft hierüber geben könnte. Doch das Publikum verlangt von einem Geschichtschreiber, zumal wenn er sein eigener Biograph ist,

daß er Thatsachen aufstelle, und wenn er sich ja bisweilen Abschweifungen erlaubt, so müssen sie, wenigstens seiner Meinung nach, auf Wahrheit gegründet seyn, nicht aber leere Träume der Phantasie, oder eitele Wünsche enthalten, welche nie in Erfüllung gehen können. Weg also damit!

In Utrecht konnten wir durchaus zu nichts gelangen. Ich will damit nicht gerade zu behaupten, daß das dortige Publikum keinen Sinn für die Kunst gehabt habe; ausgemacht aber ist es, daß wir nicht an die rechten Leute empfohlen waren. Unter den Herren, welche ich hier kennen lernte, befand sich auch ein Kunstgenosse, welchen ich mir aber nicht namentlich aufzuführen getraue, weil ich nicht aus seinem eigenen Munde vernommen habe, daß er

ein Windbeutel sey. Denn da, nach Rabener, Niemand eher ein Schelm genannt werden darf, bis er es selbst gesagt hat, so kann ja auch wohl eben diese Regel bey einem Windbeutel statt finden. Genug, da unser Geschäft in Utrecht nicht gehen wollte, so gingen wir am zweyten Januar 1786 aus Utrecht, und erreichten endlich das Ziel unserer nächsten Wünsche und Hoffnungen, nämlich Amsterdam, woselbst sich mein Vater noch am nemlichen Tage zum Musikhändler Schmidt verfügte, an welchen wir nicht nur empfohlen waren, sondern ihn auch schon längst als einen würdigen Tonsetzer kannten. Er empfing zwar meinen Vater mit vieler Artigkeit, schlug aber, nach Art der meisten meiner Kunstverwandten, seine Hoffnungen sehr darnieder. Viele thun dies aus

böser, viele aber auch aus guter Absicht. Mit jenen habe ich nichts zu schaffen: was aber diese betrift, so bin ich so frey, ihnen zwey Punkte zur Beherzigung vorzulegen. Erstlich kann es einem reisenden Musiker, zumal wenn er nicht so leichtsinnig denkt, daß es ihm gleichviel gilt ob er als ein ehrlicher Mann oder als ein Betrüger durch die Welt komme, nicht anders als unangenehm seyn, wenn ihm sogleich aller Muth benommen wird. Zweytens ladet derjenige, welcher es thut, gesetzt auch, daß er der rechtschaffenste Mann sey, doch in den Augen dessen, der ihn nicht kennt, den Verdacht der Kabale auf sich. Was nun den guten Schmidt anbelangt, so lernten wir ihn bald näher kennen, und fanden keine andern Spuren, als die der strengsten Rechtschaffen-

heit in ihm. Er war derjenige, mit welchen wir in Amsterdam am häufigsten umgingen; er kam täglich zu uns; wir erwiederten seine Besuche nicht selten, und die Freude, daß es uns in der Folge besser ging als er anfangs geglaubt hatte, schien ihm von Herzen zu gehen; kurz er behandelte uns während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts in Amsterdam, als seine innigsten Freunde. Doch es sey mir nun auch erlaubt, meine Meinung über seinen Künstlerwerth beyzufügen. Von seiner früheren Geschichte ist mir weiter nichts bekannt, als daß er ehedem ein Kloster-Geistlicher war, weswegen man ihn denn auch, da es mehrere Komponisten seines Namens giebt, zur Unterscheidung Pater Schmidt zu nennen pflegt. In der Komposizion war er ein

Schüler des großen Abel, welcher im July 1787 gestorben ist. Wenn indeß Schmidts musikalische Werke nicht mit dem Feuer, nicht mit der Kühnheit und Erhabenheit gearbeitet sind, als die seines Lehrers, so herrscht doch durchaus eben die Reinheit des Satzes, eben die Leichtigkeit des Styls in denselben. Ein sanftes gefälliges Einhergehn, welches das Ohr des Kenners wie des Laien ergötzt, ist dasjenige, wodurch sich alles, was mir von der Arbeit des würdigen Schmidt bekannt ist, vor manchem andern auszeichnet. Freylich sind seine Werke noch ein wenig nach alter Art; allein sie scheinen der Zeit trotz zu bieten, indem man sie wirklich noch anhören kann, ohne sich sogleich in eine Kirche versetzt zu glauben. Uebrigens weiß ich von ihm nichts weiter zu sagen,

als daß er längst den Schauplatz der Welt verlassen hat.

Am dreyzehnten gab ich in Amsterdam ein Concert, welches von allen, die ich unter der Leitung meines Vaters gegeben habe, das einträglichste war; doch würde es meines Erachtens noch weit zahlreicher geworden seyn, wenn ich nicht vorher in neun verschiedenen Liebhaber-Concerten gespielt hätte, um mich im Publiko bekannt zu machen. Mein Vater hielt diese Maxime für gut, und ob ich damals mit ihm einerley Meinung gewesen bin, weiß ich jetzt nicht mehr; in der Folge aber hat mich die Erfahrung zu mehreren Malen überzeugt, daß es dem Künstler in ökonomischer Hinsicht eher nachtheilig als zuträglich sey, sich in großen Gesellschaften hören zu lassen, bevor er ein öffentliches Con-

cert giebt. Ich werde jedoch zu gelegneren Zeit mehr über diesen Gegenstand sagen; auch hätte ich ihn hier noch gar nicht berührt, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, zu zeigen, wie groß damals in Amsterdam die Liebhaberey für die Kunst gewesen seyn müsse. Denn es verging kein Tag, an welchem nicht irgendwo ein stehendes Concert war. Ich weiß mich sogar zu besinnen, daß ich mich an einem und demselben Abend in zwey verschiedenen habe hören lassen. Auch darf ich nicht übergehn, daß unter den vielen Orchestern, welche ich in Amsterdam fand, nicht ein einziges war, das geradehin schlecht genannt zu werden verdient hätte.

Ich verlasse nun diesen Gegenstand, um auf einen meiner merkwürdigsten

Tage zu kommen, indem ich seinen Untergang gleichsam als den Aufgang meiner zweyten Lebensperiode betrachten kann. Es war am funfzehnten Januar 1786, als wir den Nachmittag in unserm einsamen Zimmer zubrachten, und uns über mancherley Gegenstände unterhielten, bis allgemach der Abend hereinbrach, und schon hatte man uns Licht gebracht, als es meinem Vater einfiel, zu unserm Freunde Schmidt zu gehn, um über die Veranstaltung eines zweyten Concerts, zu welchem man mich allgemein aufgefodert hatte, mit ihm zu berathschlagen: ich werde mich indeß, fügte er hinzu, nicht lange bey ihm verweilen und bald wieder bey dir seyn; und schon hatte er Huth und Stock ergriffen, siehe da ward plötzlich von außen die Thüre geöffnet, und es trat herein —

was meine Leser aus dem folgenden Kapitel vernehmen werden.

Achtes Kapitel.

Auflösung des Räthsels. Mein guter Genius. Zuruf an die deutschen Patrioten.

Nun wird es Zeit, den Gegenstand, dessen Erscheinung das Ausgehn meines Vaters auf achtzehn Stunden unterbrach, und falls ich mehr eigennützig, und weniger barmherzig gewesen wäre, das Fortfahren meiner Leser auf zehen mal so viel Tage unterbrochen haben würde, näher zu beleuchten. Es war demnach mein guter Genius in weiblicher Gestalt, der uns mit seiner Gegenwart erfreute, auf die wir schon

längst gehofft hatten. Es war, um mich deutlicher zu erklären, diejenige, welcher ich, obschon sie nicht mit mir unter Einem Herzen gelegen, dennoch mit der dankbarsten Freude hier öffentlich den Namen gebe, mit dem ich sie von jeher nannte, das heißt, den Namen einer Schwester, indem sie mehr an mir gethan hat, als bey gleichen Verhältnissen, unter tausend leiblichen Schwestern kaum Eine an ihren rechten Bruder gethan haben würde. Aus reiner inniger Zuneigung zu mir, ertrug sie mehrere Jahre hindurch die üble Laune meines Vaters, (welche sich bey seinem herannahenden Alter, und immer abnehmender Gesundheit, fast mit jedem Tage mehrte) und, warum sollte ich hier aus übelverstandener Schonung die Wahrheit verhehlen, manche harte,

schnöde Begegnung von ihm mit Stand-
haftigkeit. Sie schlug ferner, um mich
nicht zu verlassen, die Hand manches
wohlhabenden Biedermanns aus, an
dessen Seite sie ihre Tage in kummer-
freyer Ruhe hätte zubringen können.
Indessen verhielt sie sich nicht bloß lei-
dend gegen mich, o nein! sie suchte
vielmehr nach allen Kräften auf meinen
wesentlichen Nutzen zu wirken; sie bil-
dete meinen Geist durch Vorlesung der
lehrreichsten Schriften, und rief so all-
gemach den Menschen in mir hervor,
welchen leider mein Vater größtentheils
über den Künstler vergessen hatte; mit
einem Wort, ohne sie wäre ich mein
ganzes Leben hindurch geblieben, was
ich zuvor war, das heißt ein rohes,
unkultivirtes und außerhalb dem Gebiete
der Musik, für jede menschliche Gesell-

schaft unbrauchbares Subjekt; ja wer weiß ob nicht noch etwas weit schlimmeres aus mir geworden wäre.

Da ihre ehemaligen Verhältnisse mit meiner Geschichte in keinem Zusammenhange stehen, und mich überdies zu weit von derselben entfernen würden, so erwähne ich ihrer nicht, und schränke mich blos darauf ein, daß sie sich zur Zeit, als wir in Düsseldorf waren, daselbst aufhielt. Wir baten sie, uns auf unserer vorhabenden Reise nach England zu begleiten. Sie weigerte sich Anfangs, gab aber doch endlich unsern Bitten Gehör. Sie reiste nun mit uns bis Cleve, gieng von da wieder nach Düsseldorf zurück, um ihre dortigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und folgte uns abgeredetermaßen nach Amsterdam, wo wir sie, wie meine Leser

wissen, schon längst erwartet hatten. Sie wurde mir nun mit jedem Tag unentbehrlicher; und als wir im folgenden Sommer wieder nach Düsseldorf kamen, hatten sich ihre dortigen Verhältnisse dermaßen geändert, daß sie für immer bey uns zu bleiben beschloß. So ist sie nunmehr siebenzehn Jahre hindurch die Gefährtin meiner Tage, und wird es hoffentlich bleiben, bis der alles scheidende Tod auch hier eine Trennung verursacht, deren Schmerz unaushaltbar wäre, wenn er nicht durch den Glauben an ein jenseitiges Wiedersehen einigermaßen gelindert würde.

Nachdem ich durch das Lob, oder vielmehr die Gerechtigkeit, so ich ihr öffentlich hier widerfahren lasse, der Dankbarkeit, in so fern sie mit Worten ausgedrückt werden kann, hinlänglich

Genüge geleistet zu haben glaube, so will ich nur noch hinzufügen, daß sie eben die ist, welche man weit und breit unter dem Namen Reinstein kennt. Obschon sie sich nun aber bereits fünf Jahre bey mir befand, als sie dem Besitzer dieses Namens ihre Hand gab, so mag sie ihn dennoch von nun an in meiner Geschichte führen, weil er mir seines deutschen Klanges wegen so wohlgefällt. Doch hier komme ich auf einen Punkt, bey welchem es mir unmöglich ist kalt vorüberzugehen. Vergönne es mir immer, geneigter Leser, o! vergönne es mir, meinen Enthusiasmus laut werden zu lassen. Ihr aber, deren Anzahl leider nur allzu beschränkt ist, in deren Herzen noch deutscher Patriotismus und deutscher Gemeingeist wohnt, ihr wenigen Edeln, die ihr fühlt, was es heißt,

einen deutschen Namen zu besitzen und ihm Ehre zu machen, Vater Haydn, Klopstock, Herder, Kant, Knigge, Archenholz, Schiller und noch weit mehrere vom gleichen Schlage. — Gewiß ist keiner unter euch, dem nicht das Herz vor Freuden bey dem Gedanken klopft, diese Männer sind Deutsche! Welch eine Ehre für dich, auch ein solcher zu seyn! — Ich bin zwar weit entfernt, mich mit den Ebengenannten nur im mindesten vergleichen zu wollen; aber gerade deswegen, weil ich dies nicht kann, ärgert es mich um so mehr, daß ich nicht wenigstens einen vaterländischen Namen mit ihnen gemein habe. O! laßt uns ja stolz darauf seyn, ihr ächten Bürger Germaniens, daß wir mit Männern, welche man nach Jahrtausenden mit gleicher, wenn nicht mit

noch größerer Ehrfurcht nennen wird, als man jetzt die alten Weisen Roms und Griechenlands zu nennen pflegt, einerley Sprache reden. Sie ihrerseits mögen sich freylich bisweilen schämen, zu einer Nation zu gehören, die — o! daß ich, selbst ein Deutscher, hier meiner Ueberzeugung gemäß wiederholen muß, was schon so oft gesagt worden ist! — größtentheils zu ausgeartet, zu sehr von Vorurtheil geblendet ist, um vaterländische Größe nach Würden zu schätzen.

Neuntes Kapitel.

Kleine Bemerkungen über Holland und dessen Bewohner. Abfahrt von Amsterdam. Apologie der holländischen Reiseanstalten.

Das zweyte Concert, welches ich am vier und zwanzigsten in Amsterdam gab, kam zwar dem ersten nicht gleich, aber es war dennoch immer sehr ansehnlich. Uebrigens trug sich hier nichts Erzählenswerthes mit uns zu, als daß der Pater Schmidt einen Brief aus Leiden erhielt, worin er gebeten wurde, bey mir anzufragen, wie viel ich verlange, um mich in einem der dortigen Winter-Concerte hören zu lassen. Mein Vater gab hierauf bestimmte Antwort, und die Sache kam zu Stande.

Bevor ich nun aber Amsterdam verlasse, will ich einige kleine Beobachtungen mittheilen, welche ich über Holland und dessen Bewohner gemacht habe. Ich setze nämlich voraus, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn wird sie zu hören. Vieles mag sich nun wohl in einem Zeitraum von siebenzehn Jahren geändert haben, da ein großer Theil von Europa durch den Schmelztiegel der Revolution eine andre Form bekommen hat. Dessen ungeachtet scheint mir der Ton der Gegenwart hier doch schicklicher als der der Vergangenheit, indem verschiedene Dinge theils in der Beschaffenheit eines Landes, theils im National-Charakter seiner Bewohner zu fest gegründet sind, um eine Veränderung zuzulassen. Wenn ich behauptet habe, daß mir die Luft nirgend so rein und wohlthätig

vorgekommen ist als in der Schweiz, so hält Holland, was diesen Punkt betrift, gerade das Widerspiel; indem wohl schwerlich noch irgendwo in Europa ein so ungesundes Klima Statt finden kann als eben hier, da Holland bekanntermaßen aus sumpfigten Theilen besteht, welche gleichsam der See abgestohlen worden sind. Es wird von seichten, schlammichten Kanälen durchschnitten, aus welchen beständig üble Dünste hervorsteigen; besonders aber geben sie des Winters, wenn sie eine Weile zugefroren sind und nun plötzlich wieder aufthauen, einen so dicken stinkenden Nebel von sich, daß man (wie mich Sehende versichert haben) sogar in der Mittagsstunde nicht fähig ist einen Gegenstand auf der Straße zu erkennen. Am häufigsten ist dies in Amsterdam der Fall,

weil in dieser Stadt acht solcher Kanäle oder Grachten (wie sie in der Landes-Sprache genannt werden) befindlich sind, deren jede ihren besondern Beynamen hat, als: die Kaisergracht, die Herrengracht u. s. w. Aus diesem ersten Punkt meiner Beobachtungen ergiebt sich nun der zweyte von selbst, daß nämlich in Holland kein gesunder Trunk Wasser zu bekommen ist, und daß es vorher vom Schlamm und Unrath gereinigt werden muß, um es einigermaßen genießbar zu machen. Auch richten die Bewohner hauptsächlich ihr Augenmerk darauf, Regenwasser einzusammeln, weil sie dieses für das beste halten, und wie ich glaube mit Recht. Bey alle dem habe ich das Bier, welches in Amsterdam gebraut wird, sehr gut gefunden. Es muß also doch seyn, daß das dortige Wasser durch

das Distiliren und durch die Zuthat, die es erhält, den übeln Geschmack, welchen es an und für sich hat, gänzlich verliert. Was ferner die holländische Kochart betrift, so halte ich sie durchaus für die beste, welche mir bekannt ist, indem ich mir nicht zu erinnern weiß, irgend eine Speise daselbst genossen zu haben, die nicht aufs vortrefflichste zubereitet gewesen wäre; wobey jedoch den Holländern sehr zu statten kommt, daß viele ihrer Lebensmittel an und für sich besser sind, als man sie anderwärts findet. Zu diesen rechne ich hauptsächlich das Kalbfleisch und verschiedene Arten von Seefischen, welche sie überdies in großer Menge besitzen, als: Kabeljau, Schellfisch, Austern u. s. w. Auch Gemüse, besonders Blumenkohl und Kartoffeln, habe ich nirgend so wohl-

schmeckend gefunden als in Holland. Doch genug vom Klima und den Produkten dieses Landes; jetzt auch ein Paar Worte über dessen Bewohner. Diese ist man allgemein geneigt für grob, wenigstens unpolirt zu halten, und einigermaßen mag diese Meynung wohl nicht ganz ungegründet seyn; auch ist nicht zu läugnen, daß hier der sogenannte Pöbel mehr Pöbel ist als anderwärts, und selbst die Landessprache, welche freylich sehr rauh ist, vieles beyträgt, die vorerwähnte Meynung zu erhalten. Indeß muß ich, um gerecht zu seyn, öffentlich bekennen, daß ich in Holland zwar weniger steifes Ceremoniell, aber in der That mehr Humanität, mehr zuvorkommende Gefälligkeit, mit einem Wort bessere Aufnahme gefunden habe, als in mancher Stadt meines lieben

Vaterlandes. Auch sind wirklich die Holländer leidenschaftliche Liebhaber der Musik, und der hohe Enthusiasmus, in welchen sie bisweilen bey Anhörung eines Künstlers gerathen, giebt zu erkennen, daß ihnen die Natur ein richtiges Gefühl für diese Kunst verliehen hat. Ferner ist allgemein bekannt, daß diese Nation zwey Tugenden besitzt, worin sie allen andern Völkern überlegen ist, ich meyne den Fleiß und die Reinlichkeit, mit welcher letztern sie es meiner Meynung nach ein wenig übertreiben, indem nicht nur jedes Zimmer, sondern jeder Winkel im ganzen Hause, ja selbst das wirthschaftliche Geräthe des Tages mehr als einmal gescheuert wird. Dies mag nun freylich des immerwährenden Nebels wegen hier nöthiger seyn als anderwärts; allein es giebt den Häufern

einen feuchten unangenehmen Geruch, welcher einem beym Eintritt schon entgegen kommt. Auch hat mir der Gebrauch der Quispeldoorkens nicht gefallen wollen. — Doch da vielleicht einige meiner Leser mit dieser holländischen Sitte nicht bekannt sind, so will ich mich näher hierüber erklären. — Es ist nämlich in Holland etwas Unerhörtes, und wird einem Fremden hier mehr als irgendwo übel genommen, in die Stube zu spucken. Daß man dies an keinem Orte gerne sieht, wo auf Reinlichkeit gehalten wird, ist nun zwar gewiß; indessen bedient man sich anderwärts eines Spuckkästchens, welches zu diesem Behuf auf der Erde steht. Hier aber geschieht dem sogenannten Quispeldoorken größere Ehre. Dies ist ein kleines, rundes, porzelänenes Töpfchen, welches mit einem

breiten Rande und mit einer sehr engen Oefnung versehen ist, so daß man zwar den Inhalt desselben nicht mit den Augen entdecken kann; indessen muß es doch immer bey jedem, der nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist, eine äußerst ekelhafte Vorstellung erregen, wenn man dergleichen Geschirre mit Flaschen, Gläsern, Kaffe- und Milch-Kannen, Tassen u. s. w. auf einem und demselben Tisch in traulicher Eintracht beysammen stehen sieht.

Ein heilsames Mittel, dessen sich die Holländer gegen die übeln Dünste bedienen, ist der sogenannte Genever oder Wacholder-Branntewein, der in der That von keinem unangenehmen Geschmack ist. Von diesen pflegen sie des Morgens, ehe sie ausgehen, einen Schluck zu sich zu nehmen, auch rathen sie es jedem Frem-

den, diesem Beyspiele zu folgen; wovon man auch bald die Nothwendigkeit einsieht. Ueberhaupt glaube ich, daß der Reisende immer am besten fährt, wenn er, in Hinsicht auf Speise, Trank und Kleidung die Sitte des Landes, in welchem er sich aufhält, so viel als möglich mitmacht. — Ein zweytes Gegengift wider die ungesunde Luft ist der Rauchtaback. So bald das Mittagsmahl vorüber ist, setzt man sich zum Kaminfeuer, und Wolken gleich ergießt sich nun der Dampf aus thönernen Pfeifen, und erfüllt das ganze Zimmer mit dem lieblichsten Geruch. Denn bekanntlich ist der Taback hier von so ausserordentlicher Güte, als man ihn nirgendwo mehr findet. Auch nimmt man keine Notitz davon, ob Damen in der Gesellschaft sind, oder nicht; doch versteht es

sich von selbst, daß die holländischen Schönen, im Punkt des Tabakrauchens, viel toleranter denken als die der übrigen kultivirten Welt. Sonst dürften es sich wohl hier die Herren weniger als irgendwo unterstehen; denn bekanntermaßen haben es die Weiber in der Kunst, ihren Männern Gehorsam zu lehren, nirgend so weit gebracht als in Holland.

'Da ich so eben des Kaminfeuers erwähnt habe, so fällt mir noch die Bemerkung ein, daß hier gegen die Kälte, ohngeachtet sie bisweilen sehr strenge ist, keine sonderlichen Anstalten getroffen sind. Ein Ofen gehört zu den größten Seltenheiten. Man sieht sich also gezwungen zum leidigen Kaminfeuer seine Zuflucht zu nehmen, welches nicht nur den Augen sehr nachtheilig seyn soll,

sondern auch bey weitem nicht hinlänglich ist, einem ganzen Zimmer die gehörige Wärme zu geben. In England hingegen verhält sich die Sache ganz anders. Dort giebt es freylich auch nichts als Kamine; aber Erstens ist das Englische Klima weit gelinder, und Zweytens geben die dortigen Steinkohlen ungleich mehr Hitze von sich als der Torf, dessen man sich in Holland bedient. Allen diesen gemachten Beobachtungen füge ich endlich noch diese bey, daß das Straßenpflaster in den Städten hier bey weitem besser ist, als man es im übrigen Europa findet.

Am ein und dreyssigsten Abends um acht Uhr bestiegen wir eine Miethkutsche, und fuhren in derselben bis ausserhalb den Mauern von Amsterdam. Hier begaben wir uns auf die Leidener Treck-

schüte, in der man uns den gemiethe-
ten Ruof anwies, wovon wir sogleich
Besitz nahmen. Doch es wird nöthig
seyn alles dieses näher zu beleuchten.
Treckschüte ist die Holländische Benen-
nung eines Fahrzeugs, welches von
Pferden gezogen wird. Dergleichen
Schiffe gehen hier Jahr aus Jahr ein,
sowohl bey Tage als bey Nacht, von
einer Stadt zur andern. Sind aber die
Kanäle mit Eis bedeckt, so geht ein
sogenannter Schifferswagen, auf wel-
chem der Reisende nicht mehr zu bezah-
len braucht, als sonst im großen Raum
des Schiffs, oder im Gemeinen, wie
es hier genannt wird. Will man nun
mit diesem vorlieb nehmen, so giebt es
unstreitig keine wohlfeilern Reiseanstal-
ten als die holländischen; verlangt man
aber den Ruof, so kostet es freylich

mehr als doppelt so viel; allein wie groß sind nicht auch die Bequemlichkeiten, welche man dafür erhält. Der sogenannte Ruof ist nämlich eine Art von Zimmer, das an der Seite des Schiffs befindlich ist, und worin vier bis fünf Personen gemächlich Raum haben. In der Mitte desselben steht ein Tisch, und ringsherum sind Bänke angebracht, welche so eingerichtet sind, daß sie zusammengeschoben werden können, um ein bequemes Nachtlager darauf zu bereiten. Sobald man nun wünscht sich zur Ruhe zu begeben, bedarf es weiter nichts, als daß man die Thüre öffnet, und den Schiffer herein ruft. Dieser erscheint sogleich, und in wenig Minuten ist ein Bette bereit, welches, obschon es nicht mit demselben zu vergleichen ist, worin Wielands Bruder Lutz die

Keuschheitsprobe so schlecht bestand, doch immer einen hübschen Tummelplatz zu süßen Liebesspielen abgeben könnte. Wo giebt es nun wohl noch ein Land auf unserm Erdenrund, in welchem man mit solcher Sicherheit und Bequemlichkeit reisen kann als hier? Kann man anderwärts an einem Ort angelangt ist, so läßt man es seine erste Sorge seyn, nach überstandenen Strapazen der Ruhe zu pflegen: hier aber finden dergleichen gar nicht statt, vielmehr ruhet man gerade am besten indem man reist. Anderwärts sucht man das Nachtreisen so viel als möglich zu vermeiden, wenn man mit den Gefahren desselben hinlänglich bekannt ist; hier hingegen thut man es gerade am liebsten, und erfreuet sich schon im voraus darauf, wie sich kaum ein Kind auf den heiligen Christ

freuen kann, wenn ich anders von meinen gehabten Empfindungen auf die Gefühle anderer schließen darf. Wenn man ferner in vielen andern Gegenden so glücklich gewesen ist, nicht entweder Arm oder Beine gebrochen, oder durch die Unvorsichtigkeit und Nachläßigkeit der Schirrmeister, Postillions oder Fuhrleute einen Theil seiner Sachen eingebüßt zu haben, oder wohl gar durch Räuberhände um alles gekommen zu seyn, so weiß man oftmals nicht, wie man sich genug darüber wundern, und dem gütigen Himmel dafür danken soll. Hier sitzt man ruhig auf seiner Bank, oder liegt in süßen Träumen versunken, wachend oder schlafend, auf weichen Betten, ohne daran zu denken, daß man sich nicht in seinen vier Pfählen, sondern auf dem Wasser befindet; ohne

zu fühlen wie man auf demselben fortbewegt wird, und ohne sich im mindesten um alles dasjenige zu bekümmern, was in andern Ländern dem furchtsamen oder vielmehr behutsamen Reisenden so sehr am Herzen liegt: Ob nämlich Berge oder Thäler, Flächen oder Abgründe, Kunststraßen oder Mordwege, gute oder schlechte Wirthshäuser vorhanden seyen; ob man mit Sicherheit reisen könne, oder von Räubereyen etwas zu befürchten habe, und hundert andere Dinge mehr. Anderwärts freuet man sich nicht selten vergeblich auf diejenigen Bequemlichkeiten nach der Reise, welche man hier allemal schon während derselben genießt. Anderwärts mag man am Vorabend noch so gute Anstalten treffen, um mit Anbruch des Tages den Ort zu verlassen, so ist man doch nicht

sicher, daß einem die Mittagsstunde nicht noch daselbst antrift. Ich will gerade nicht behaupten, daß dies außerhalb Holland allerwärts der Fall sey; aber daß er es bey weitem an den meisten Orten ist, wird von den unzähligen Reisenden die es giebt, wohl schwerlich einer läugnen. Hier weis man immer die Stunde seiner Abfahrt mit ziemlicher Gewisheit voraus zu sagen; denn auch die Pünktlichkeit ist eine National-Tugend der Holländer.

Zehntes Kapitel.

Wie es mir weiter in Holland erging. Reise nach England. Ankunft in London.

In Leiden, wo wir am ersten Februar früh um sieben Uhr eintrafen, ließ ich mich am zweyten im gewöhnlichen Concert hören, wofür ich ein Honorarium von sechzehn Dukaten erhielt. Ich spielte ein Concert und eine Phantasie, welche letztere aber meinem Vater zu lang vorkam, und es auch wohl wirklich seyn mochte; denn damals beging ich oft den Fehler, meine Phantasien zu sehr ins Weitläufige zu ziehen, und noch jetzt habe ich alle mögliche Ursache dagegen auf meiner Hut zu seyn, da mir überhaupt die Gabe nicht verliehen ist

mich kurz zu fassen.* Dies hätte ich nun eben nicht nöthig gehabt den Lesern meiner Geschichte zu sagen, da diese ihnen schon manchen Beweis davon gegeben hat, und wahrscheinlich noch manchen geben wird; allein ich habe es hier mit Fleiß bemerkt, um ächte Kunstrichter der Mühe zu überheben, diejenigen Schwächen an mir zu rügen, deren ich mir selbst bewußt bin; damit sie mich nur auf jene schriftstellerischen Pflichten aufmerksam zu machen nöthig haben, an welchen ich mich unwissender Weise versündigte. Die sogenannten Kritikaster hingegen, welche über jedes neue Produkt, das nicht entweder von einem Manne, dessen entschiedener Ruf grösser ist als ihre Unverschämtheit, oder von einem ihres Gelichters, mit welchen sie es aus persönlichen Absichten nicht gar

sic!

* Sehr richtig!

wohl verderben können, herrührt, unbarmherzig den Stab brechen, diese, sage ich, sind mir viel zu unbedeutend, um ihrer anders als mit Verachtung zu erwähnen. Sollte aber meiner Geschichte die Ehre wiederfahren, von einem Recensenten besserer Art beurtheilt zu werden, so würde sein Beyfall, wenn er sie anders desselben würdig fände, mir gewiß nichts weniger als gleichgültig seyn, und jeden Tadel, der mir nur einigermaßen gegründet schien, würde ich mit dem innigsten Dank annehmen, und für die Folge beherzigen. Geräth aber mein Buch in die Hände eines jener After-Aristarchen, welcher ohne weiteres das Verdammungs-Urtheil darüber ausspricht, so würde ich es nicht der Mühe werth achten, die mindeste Notiz von seinem Geschrey zu

nehmen, oder wohl gar darauf zu ant=
worten; indem ich so viel Selbstschätzung
habe, und, falls ich mich nicht als öffent=
licher Betrüger darstellen will, haben
muß, um überzeugt zu seyn, daß meine
Lebensbeschreibung, wenn gleich nicht
zu den eigentlich guten Produkten, doch
auch eben so wenig zu den gänzlich elen=
den und nutzlosen Machwerken gehört.
Genug, die Phantasie welche ich dem
Leidener Publikum zum besten gab,
dauerte meinem Vater zu lange. Er
nahete sich mir also mit den Worten:
schließ bald! Ich that dies sogleich,
und kaum hatte ich geendigt, so trat
ein Mann zum Saal herein, welcher
ausdrücklich gekommen war, um mich
zu hören. Dies ergab sich aus folgen=
dem Gespräch, welches ich, obschon es
nicht in einem sehr eleganten Ton ab=

gefaßt war, oder vielmehr gerade deswegen, meinen Lesern mittheilen will; wenigstens werden sie die ungeschmückte und derbe Art, womit selbst die gebildeten Holländer sich auszudrücken pflegen, wie auch ihre Liebhaberey für die Kunst daraus ersehen. Da ich die Sprechenden nicht habe weiter kennen lernen, so will ich sie bloß mit A. und B. bezeichnen. A. „Hat sich der blinde Musikus schon hören lassen? B. Er hat bereits zweymal gespielt. A. Ob er noch öfter spielen wird? B. Ich glaube es nicht; indessen würde er wohl noch nicht aufgehört haben, wenn es ihm der alte Blitzkerl, der ihn begleitet, nicht befohlen hätte. A. So wollte ich doch daß der Donner drein schlüge! Da bin ich nun fünf Stunden weit ges

ritten, um den Menschen zu hören, und habe es doch versäumt.“

Dergleichen Redensarten muß man jedoch in der Grundsprache hören, indem diese viel besser dazu geeignet ist, als die hochdeutsche; auch würde ich, um dies meinen Lesern zu beweisen, vorstehendes Gespräch in jener beygefügt haben, wenn ich nur einigermaßen der holländischen Rechtschreibung kundig wäre. Man sagte indeß meinem Vater, er solle doch auch mit mir einen Besuch in Harlem abstatten, woselbst gleichfalls ein wöchentliches Concert bestehe, welches einen Tag später als das hiesige gehalten werde. Wir machten uns diesen Wink zu nutze, und der folgende Tag war noch nicht zur Hälfte zurückgelegt, als der Ruof in der Harlemer Treckschüte uns bereits eingenom-

men hatte. Unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen die das Zwerchfell erschütterten (worin mein Vater, wenn er sich bey guter Laune befand, seines Gleichen suchte) langten wir nach wenigen Stunden in Harmel an. Ich muß vorläufig bemerken, daß wir von Amsterdam aus unsere meisten holländischen Reisen zu Wasser machten, indem wir dies nicht nur weit wohlfeiler und bequemer, sondern auch ungleich sicherer fanden als das Landreisen. Denn wirklich ist letzteres dorten mit größerer Gefahr verbunden als anderwärts. Zwar läßt sich gegen die Vortrefflichkeit der Wege nichts einwenden, wiewohl es keine eigentlichen Schaussеen, sondern nur gepflasterte Dämme sind; allein sie sind von besserer Art als ich sie sonst irgendwo gefunden habe, und auch hier muß

man den Fleiß der Nation bewundern, welcher jedoch bey alle dem nicht mehr thun konnte als die Natur zuließ. Die Dämme sind demnach sehr erhöht, und haben nur an wenigen Stellen die gehörige Breite, daß zwey Wagen ohne Gefahr einander ausweichen können. Ein Kaufmann aus Amsterdam hatte vor vielen Jahren auf dem Wege von Arnhem nach vorbenannter Stadt das Unglück, vom Damm heruntergeworfen zu werden, welches ihm drey Armbrüche verursachte. Jenes geschieht hier gar oft, und wenn bisweilen diese oder ähnliche Folgen nicht daraus entstehen, so kann man dies mehr für einen besonders glücklichen Zufall als eine Ausnahme von der Regel betrachten. Ich bedaure indessen jeden dem ein solches Unheil wiederfahren ist, danke dem Himmel,

daß ich auf meinen vielen gefahrvollen Reisen noch immer davon befreyt geblieben bin, und gehe in meiner Geschichte weiter.

In Harlem sahen wir uns sogleich nach einem Gasthof um, wo wir bis zur Concertzeit verweilen wollten. Ein glückliches Ungefähr führte uns gerade demjenigen zu, in welchem der Musikdirektor abzutreten pflegte, dessen Bekanntschaft wir bereits in Amsterdam (seinem eigentlichen Wohnorte) gemacht hatten. Er war ein Bruder des damaligen Concertmeisters Kreuser in Maynz, von welchem letztern ich (im vorbeygehen gesagt) nicht mit Gewißheit anzugeben weiß, ob er noch lebt oder nicht; jener aber befindet sich schon seit vielen Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Wir freuten uns gegenseitig

des unvermutheten Zusammentreffens, und Kreuser war so gefällig, uns im Concert aufzuführen, und mit den Vorstehern desselben bekannt zu machen. Diese wurden gar bald um den Preis, für welchen ich über acht Tage auftreten sollte, mit meinem Vater einig, und da sie nunmehr auf eine versteckte Art den Wunsch zu erkennen gaben, mich noch heute zu hören, so war es wohl nicht mehr als billig, diesem Verlangen ohne weiteres Interesse Genüge zu leisten, indem ich meines Vortheils wegen schon hinlängliche Sicherheit hatte. Nach geendigtem Concert verfügten wir uns wieder in den Gasthof, hielten daselbst in der Gesellschaft unsers Freundes, Kunstgenossen und Landsmannes Kreuser eine treffliche Mahlzeit, und kehrten in der nämlichen Nacht

wieder nach Leiden zurück. Hier beschloß mein Vater bis zum nächsten Harlemer Concert zu verweilen; die Tage vergingen uns sehr einförmig, und es ereignete sich weiter kein bemerkenswerther Vorfall, als daß wir am neunten das Concert besuchten, und da man mir zwey Dukaten anbieten ließ, falls ich gesonnen sey mich hier auch hören zu lassen, so geschah dies. Daß mein Vater der Auffoderung eines Publikums, welches meine Kunst bereits unterstützt hatte, Gehör gab, war allerdings sehr billig, nur nicht die Annahme eines nach Verhältniß des Orts so geringfügigen Geschenks. Doch dies ist ein Gegenstand über welchen ich schon bey einer andern Gelegenheit meine Meinung geäußert habe, und lieber wollte ich stumm und ohne Sprache, taub und

ohne Gehör, blind und meines Gesichts beraubt, lahm und hinkend seyn, als mir wissentlich nur eine einzige Tautologie zu Schulden kommen lassen, welche mein Gedächtniß in Mißkredit setzen, und dem Leser Langeweile verursachen würde. Wenn aber ja dergleichen statt finden sollen, so geht man lieber schnell damit zu Werke, und macht in aller Kürze, wie so eben geschehen ist, vier hinter einander, daß es knallt, wie wir Deutschen zu sagen pflegen. Da ich mir jedoch im Geiste den glücklichen Zeitpunkt, den dieses Kapitel enthält, die frohen Tage, die ich in Holland zubrachte, recht lebhaft vergegenwärtige, so werden mir meine gütigen Leser gewiß diesen Ausbruch des Scherzes und der Laune zu gute halten, und ihn für das was er ist, keineswegs aber für

Mangel an schuldiger Hochachtung ansehen. In dieser festen Ueberzeugung will ich, um desto bälder zu andern Gegenständen übergehen zu können, so kurz als möglich erzählen, wie es uns zunächst ergieng. Wir begaben uns also am zehnten wieder nach Harlem, wo sich alles gerade so zutrug als vorher, nur mit dem Unterschied, daß ich das erste Mal meine Töne verschenkt hatte, jetzt aber zwölf Dukaten dafür eintauschte.

Von Leiden, wo wir am folgenden Morgen um drey Uhr wieder angelangt waren, fuhren wir nach einigen Stunden weiter, und befanden uns am Abend bey guter Zeit in Rotterdam. Hier fanden wir im Gastzimmer des Hauses, worin wir abtraten, eine zahlreiche und muntere Gesellschaft; auch war es ziems

lich kalt, und in demjenigen, welches man uns gegeben hatte, befand sich weder Ofen noch Kamin. Alles dieses bestimmte uns an der allgemeinen Tafel zu speisen, welches wir in ähnlichen Fällen fast immer, ausserdem aber nur selten zu thun pflegen. Dieser Umstand wäre allerdings zu unbedeutend seiner zu erwähnen, wenn ich hier nicht eine besondere Veranlassung dazu gehabt hätte. Es trug sich nämlich eine Anekdote zu, die ich theils ihrer lächerlichen, theils ihrer ernsthaften Seite wegen nicht übergehen darf. Es ist wirklich nicht rathsam, sich mit Menschen, die man durchaus nicht kennt, in eine Art von Vertraulichkeit einzulassen, und sollte sie auch nur auf bloßen Scherz gegründet seyn. Doch ich werde gewahr, daß ich so eben wieder einen großen Fehler

begangen habe. Ein Schriftsteller sollte, wenn er gesonnen ist ein belehrendes Beyspiel anzuführen, doch lieber frischweg erzählen, als vorher mit einer Sentenz zu Markte kommen, gleichsam als ob es seinen Lesern an dem gehörigen Scharfsinn fehlte, die Nutzanwendung von selbst zu finden. Indeß bin ich nicht der Einzige, der diese Sünde begieng; sie ist vielmehr schon seit undenklichen Zeiten gemein worden, und herrscht noch heut zu Tage dermaßen, daß man sie wohl mit Recht die schriftstellerische Erbsünde nennen könnte. Ich stehe also nicht dafür, daß ich mich ihrer nicht noch öfter theilhaft machen werde; denn da ich in allen andern Punkten den Scribenten von Profession nachstehen muß, so mag ich auch in diesem einzigen nichts vor ihnen voraus haben.

Unter den Tischgästen befand sich auch ein deutscher Kaufmann, welcher Lust bekam, an einem alten Holländer, dem es wahrscheinlich aus den Augen zu lesen war, daß Mutter Natur ihn eben nicht sonderlich mit Witz versehen hatte, den seinigen auszulassen. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß der Holländer seiner Tochter erwähnte; indeß nahm sich dies der Kaufmann sogleich ad notam. Diese, fieng er an, ist ihrer Schönheit wegen so berühmt, daß ich gar oft in meinem Vaterlande davon habe reden hören, und ich muß Ihnen nur sagen, daß ich ausdrücklich hieher gekommen bin, um sie zu heurathen; Ihre Einwilligung werden sie mir hoffentlich nicht verweigern. Ob der Holländer im Stande war, auf diesen Scherz etwas zu erwiedern, kann ich mich nicht mehr besin-

nen; genug der Kaufmann ergriff das Glas, trank seine Gesundheit, nannte ihn Herr Schwiegerpapa, und behielt diesen Ton gegen ihn bey, bis endlich der Holländer bey folgender Veranlassung sich zu erkennen gab. Man unterhielt sich nämlich über verschiedene Gegenstände; unter andern fiel das Gespräch auch auf einen Geistlichen, welcher noch vor kurzem im Lande herumgezogen war, sogenannte Irrlehren verbreitet, Betrügereyen ausgeübt, Reisende bestohlen, noch manchen andern Unfug getrieben, und endlich zum Lohn für alle diese Verbrechen den Staupbesen bekommen hatte. Hier waren nun (wie dies bey ähnlichen Fällen immer Statt zu finden pflegt, und woraus der ruhige Menschen-Beobachter einigermaßen auf den Charakter der Redenden schliessen

kann) die Urtheile pro et contra. Einige meynten, der Delinquent habe erhalten was ihm gebühre; andre behaupteten, es sey ihm zu viel, wieder andre, es sey ihm noch zu wenig geschehen. Ja, ließ sich endlich der Holländer vernehmen, mein Sohn hat ihm aber auch wahrlich nichts geschenkt. Also war nun der, welchen jener deutsche Kaufmann wohl zwanzigmal Herr Schwiegerpapa genannt hatte, der Vater eines Scharfrichters. Freylich war, nach damaliger Verfassung in Holland, diese Profession nicht unehrlich; allein in den Augen des Deutschen, dem dies wahrscheinlicher Weise nicht bekannt war, mußte sie es doch immer seyn; man kann also leicht denken, in welche Verlegenheit ihn die letzten Worte des Holländers gesetzt haben mußten. Noch oftmals erinnerten

wir uns dieser Begebenheit mit Lachen; der Kaufmann aber, mit welchem wir den Sommer darauf wieder in Deutschland zusammen trafen und näher bekannt wurden, schien sich dieses Gegenstandes, als wir seiner erwähnten, schlechterdings nicht mehr zu besinnen — und that wohl daran.

In Rotterdam war vor der Hand nichts für uns zu machen, weil schon mehrere reisende Virtuosen hier waren, worunter sich auch der Abt Vogler befand, den wir das Glück hatten persönlich kennen zu lernen, indem wir am vierzehnten nebst ihm bey einem Kaufmann zum Mittag- und Abendessen eingeladen wurden. Man kann leicht denken, daß wir diesen Tag sehr angenehm zubrachten. Die Gesellschaft bestand sämtlich aus Freunden der Tonkunst;

und nachdem die erste Mahlzeit ein Weilchen vorüber war, wurden wir gebeten uns hören zu lassen. Ich spielte ein Solo, Vogler begleitete es auf dem Klavier, und nie bin ich auf diesem Instrumente so meisterhaft accompagnirt worden. Er gab hierauf selbst etwas zum Besten, und wählte ein bekanntes Thema, worüber er mit einer bewundesrungswerthen Fertigkeit und Gründlichkeit fantasirte; doch mußte ich bey mir selbst die Bemerkung machen, daß er mehr Orgel- als Klavier-Spieler seyn müsse, wovon ich denn auch in der Folge überzeugt wurde. Eine gewisse Rundung und Präcision, ein sogenanntes Perlen der Töne, welches sich auch auf das kleinste Nötchen erstreckt, und wodurch sich die sehr mittelmäßige Anzahl der großen Klavieristen vor der sehr

großen Menge der mittelmäßigen so vortheilhaft auszeichnet, vermißte ich hier gänzlich. Natürlich aber war es uns nun auch sehr darum zu thun, den verdienstvollen Vogler als Orgelspieler kennen zu lernen, und dazu fand sich gar bald Gelegenheit. Denn da wir noch am nämlichen Abend von ihm erfuhren, daß er auf morgen ein Concert im Haag und auf den siebenzehnten eins in Utrecht festgesetzt habe, welches letztere er in der Kirche geben werde, so that ihm mein Vater sogleich den Antrag, diese Reise mit ihm gemeinschaftlich zu machen, und fügte hinzu, daß ich es für ein besonderes Glück achten würde, in seinem morgenden Concert etwas zu spielen. Mit beydem war Vogler sehr zufrieden. Wir fuhren also am fünfzehnten Vormittags aus Rotterdam, und unsre Reise

gieng recht angenehm von statten. Das vortreffliche Wetter, welches sich den ganzen Tag hindurch gleich blieb; der warme Sonnenschein, der im Winter seltener mithin erfreulicher ist als in heissen Sommertagen; die angenehme Gesellschaft unsers Reisegefährten; alles dieses vereinigte sich, mein Gemüth mit einer Heiterkeit zu erfüllen, aus deren Rückerinnerung mir noch gegenwärtig eine erwächst. Wer den Abt Vogler genau kennt, wird mir beypflichten, daß er, aller seiner Eigenheiten ungeachtet, (die freylich nicht selten an Eigensinn gränzen) die Gabe der Unterhaltung in einem sehr hohen Grade besitzt, und ein finsterer Misantrop müßte derjenige seyn, der in seiner Gesellschaft über Langeweile klagen könnte. So bald wir im Haag angelangt waren, liessen wir es unsre

erste Sorge seyn, wie wir satt werden möchten; doch nein, ich irrte sehr, indem ich dies niederschreiben ließ, und vergaß in diesem Augenblicke, daß wir uns nicht in Deutschland, sondern in Holland befanden, wo die Befriedigung des Magens den Reisenden zu damaliger Zeit weder große Sorgfalt noch langes Warten verursachte. Schon längst hatten wir uns mit Speise und Trank gelabt, bevor noch das Concert seinen Anfang nahm, in welchem ich mich abgeredtermaßen hören ließ. Das Publikum war so gütig mich aufzufordern, selbst eins zu geben. Unter den Zuhörern befand sich ein Klavierspieler aus Rotterdam, Namens Toursch, welcher sich sogleich erbot, nicht nur hier, sondern auch in seinem Wohnort die ganze Veranstaltung eines Concerts zu übers

nehmen, falls ich gesonnen sey, es mit ihm in Compagnie zu geben. Mein Vater ließ sich diesen Vorschlag gefallen; wir bekümmerten uns nun weiter um nichts, sondern verliessen am sechszehnten Abends den Haag, und langten am folgenden Morgen in Utrecht an, welches uns, wie gewöhnlich, der Schiffer verkündigte, indem er auf gut holländisch zu uns sagte: Herren und Damens, wir sind zur Stelle. Der Tag vergieng, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel; am Abend aber hatte ich das längst gewünschte Vergnügen, einen der größten Orgelspieler zu hören, welche die Welt aufzuweisen hat. Dies Urtheil ist allerdings entscheidend, denn es ist das allgemeine Urtheil der Kenner, worein mich aber wahrlich nicht Nachbeterey, sondern Selbstgefühl mit einstim-

men heißt. Was aber Voglers Composition betrift, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nicht so glücklich gewesen bin, derselben Geschmack abzugewinnen. An theoretischer Kenntniß fehlt es ihrem Verfasser keineswegs; im Gegentheil glaube ich, daß er im Punkt des Schulgerechten wirklich mit etwas zu großer Strenge verfährt, welches ich bey Erwähnung seiner Kritik der Forkelschen Variationen bereits bemerkt habe. Ewig Schade, daß dieser wahrhaft große Künstler seine Fantasterey — Geistererscheinungen, Schlachten, Todesfälle, Kämpfe der Elemente und andre solche natürliche und übernatürliche Ereignisse durch die bloße Musik darstellen zu wollen — wirklich bis ins Lächerliche getrieben hat. Uebrigens hatte ich das Glück, den Beyfall dieses in seiner Art großen

Mannes zu erhalten, und er gab mir eine allgemeine Empfehlung mit, welche in französischer Sprache abgefaßt war, und mir in der Folge nicht minder nützlich wurde, als die des blinden Pfeffels.

Da Voglers fernerer Reiseplan auf Schweden, der unsrige hingegen auf England berechnet war, so trennten wir uns am folgenden Tage, und mein Vater kehrte mit mir nach dem Haag zurück. Hier hatte Toursch alles zu unserm Concert in Bereitschaft gesetzt; wir gaben es am zwey und zwanzigsten, und hatten ein recht zahlreiches Auditorium. Am folgenden Tage fuhren wir mit ihm nach Rotterdam. Ungeachtet die Treckschüte noch gieng, so hielten wir es doch für rathsamer, diesen Weg zu Lande zu machen, indem der Kanal hin und

wieder sehr mit Eis angefüllt war. Was die Veranstaltung unsers Concerts in Rotterdam betraf, so begieng Herr Toursch zwey wesentliche Fehler dabey. Er ließ erstlich nur 200 gedruckte Zettel im Publiko austheilen, welches in einer Stadt, wo allein vielleicht mehr als dreymal so viel Kaufleute wohnen, bey weitem nicht hinlänglich war, um die Sache gehörig bekannt zu machen. Zweytens übereilte er es auch viel zu sehr; denn schon am ersten Tage nach unsrer Ankunft sollte das Concert vor sich gehen, und gieng auch wirklich vor sich. Konnte man sich also bey so bewandten Umständen wohl darüber wundern, daß die Anzahl der Zuhörer nicht größer, ja vielleicht noch geringer war als die der Musiker. Indeß war Toursch nicht der Einzige, welcher sich diese Fehler zu

Schulden kommen ließ. Viele reisende Virtuosen gehen nicht minder unklug zu Werke, welches von einer übel verstandenen Sparsamkeit herrührt; sie scheuen theils die Kosten so die gehörige Bekanntmachung eines Concerts verursacht, theils fürchten sie den langen Zeitaufwand, der in einer beträchtlichen Stadt allerdings nöthig ist, wenn man auf eine gute Einnahme rechnen will. In kleinen und mittelmäßigen Oertern, wo es wenig Lustbarkeiten giebt, bedarf es freylich nichts mehr als eines geschriebenen Cirkulars, in welchem man das Publikum zur Unterschrift einladet, oder, falls man es auf gut Glück ankommen lassen will, hundert, höchstens zwey hundert gedruckter Zettel; auch läßt es sich gar füglich thun, daß man heute ankömmt, und morgen oder übermorgen,

spätestens am vierten Tage, Concert giebt. In großen und volkreichen Städten hingegen, wo die Spektakel bisweilen so schnell auf einander folgen, daß man nicht selten irre darin wird, was an diesem oder jenem Abend zu sehen oder zu hören ist, kann man nicht sorgsam genug seyn, dem Publiko gehörige Notiz von seinem Vorhaben zu geben, und es freute mich allemal, wenn mir in einer solchen Stadt der Zettelträger hundert Cirkulare wieder zurück brachte; wogegen es mir aber auch desto unangenehmer war, wenn er deren nicht genug gehabt hatte, wiewohl das letztere nur äußerst selten der Fall gewesen ist. Ferner zog ich, wenn mir zwey Tage zum Concert vorgeschlagen wurden, jedesmal den spätern dem frühern vor. Indeß versteht es sich, daß es auch in diesem

Punkt, wie fast in allen andern, zwey entgegengesetzte Extreme giebt, von denen man sich gleich weit entfernen muß, um auf der goldnen Mittelstraße zu bleiben, die immer am sichersten zum Ziele führt. So darf man sich z. B. nicht abschrecken lassen, wenn das erste Concert in einer großen Stadt zwey auch drey Wochen Zeit erfodert. Fände sich indeß keine Aussicht, es eher als nach eben so vielen Monaten zu geben, so würde ich für rathsamer halten, den Ort schleunigst zu verlassen, und anderwärts sein Heil zu versuchen, weil man sonst wohl eben so wenig seine Rechnung finden würde, als bey vorerwähntem Uebereilungs-System; es müßte dann eine der wichtigsten Europäischen Hauptstädte seyn, wie z. B. London, Paris, Wien, Petersburg, Moskau u. s. w. So gering

indeß unser Auditorium in Rotterdam auch war, schien es doch größtentheils aus Kennern zu bestehen, und dies gab mir einigermaßen Ersatz. Ein Kaufmann zeichnete sich sehr vortheilhaft vor allen übrigen aus. Ehe ich jedoch seiner weiter erwähne, muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich vielleicht ein wenig zu umständlich hierbey verfahre. Denn wenn ich gleich nicht vermuthen kann, daß ihm meine Geschichte zu Händen kommen wird, so glaube ich mich doch verpflichtet, diesem Biedermann, (denn dafür werde ich ihn noch mit dem letzten Athemzuge halten) einige Blätter zu widmen. Newille (*), so nannte er sich, verweilte ausdrücklich im Saal, bis sich die Uebrigen alle zerstreut hatten, und ließ sich alsdann im Ton eines

(*) Vielleicht Neufville? v. H.

ächten Holländers, das heißt ohne großes Ceremoniel, ungefähr folgendermaßen gegen meinen Vater heraus. Mein Herr, es thut mir von Herzen leid, daß die Fähigkeiten ihres Sohnes heute so schlecht belohnt worden sind; indes bitte ich Sie, die Schuld ja nicht unserm Publiko beyzumessen, denn dieses liebt die Kunst, und weiß den Künstler zu schätzen; es liegt blos daran, daß man die Sache nicht gehörig veranstaltet hat. Denn ich kann Sie versichern, daß der größte Theil unserer Musikfreunde noch jetzt nicht weiß, ob heute Concert gewesen ist. Mit allen diesen Reden aber kommen wir um kein Haar weiter. Ich will es daher über mich nehmen, Sie mit Rotterdam wieder auszusöhnen. Morgen ist unser gewöhnliches Concert, zu welchem ich Sie freundschaftlich ein-

lade, und falls dann Ihr Sohn so gefällig seyn will, uns etwas hören zu lassen, so werden wir es alle sehr hoch aufnehmen. Bringen Sie mir vor der Hand hundert Billets mit, und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen. Zur bestimmten Stunde fanden wir uns am folgenden Abend ein, und Newille war sogleich bereit, mich der Gesellschaft vorzustellen. Hier meine Herren und Damen, sagte er, ist der blinde Musikus, dessen gestrige Einnahme so traurig ausgefallen ist; ich habe ihn aber beredet, noch ein Concert zu geben, und ihm versprochen, mich dafür zu verwenden. Zu diesem Behuf habe ich ein Cirkular aufgesetzt, welches sich hoffentlich Niemand von Ihnen weigern wird zu unterschreiben. Ein Umstand, dessen ich vorhin zu erwähnen vergaß, ist der, daß

sich Newille den Abend zuvor bey mei-
nem Vater erkundiget hatte, wo ich ge-
boren sey; auf was Art ich mein Gesicht
verlohren habe, wie alt ich sey u. s. w.
Er ging nunmehr zu jedem insbesondere,
und so oft sich Jemand mit Einem
Billet unterzeichnete, erhob er laut seine
Stimme dagegen. Wie? (rief er aus)
nur Ein Billet? lohnt sich das wohl
der Mühe? Ein so reicher Mann wie
Sie sollte deren wenigstens sechse neh-
men, alsdann könnte man doch noch
sagen, er thue etwas um die Kunst zu
unterstützen. Genug, der wackere Mann
betrieb die Sache mit einem solchen
Eifer, daß ich noch jetzt nicht ohne Rüh-
rung daran denken kann. Man traue
mir indeß nicht so wenig Menschen-
kenntniß zu, daß ich das, was er viel-
leicht aus bloßem Kunsteifer that, für

hinlänglich achten könnte, um ihn keiner Niederträchtigkeit fähig zu halten. Leicht möglich, daß er bey allen dem noch immer einer der bösesten Menschen war; allein ich bin immer geneigt, jeden, von dem ich Wohlthaten empfangen habe, so lange für gut zu halten, bis ich unumstößlich vom Gegentheil überführt werde. Aber auch in diesem Falle halte ich mich noch nicht für berechtigt, ihm meine Dankbarkeit zu entziehen.

Als Neville auf vorbeschriebene Art die Ronde gemacht hatte, kam er wieder zu meinem Vater; unser Geschäft, sagte er, geht sehr gut von statten; alles was hier anwesend ist hat sich bereits unterschrieben. Doch dies kann im Grunde noch nicht viel helfen, ihr Auditorium muß noch weit zahlreicher werden, und ich habe deswegen auch den Tag des

Concerts ein wenig hinausgeschoben, damit mir und meinen Freunden gehörige Zeit zum Wirken übrig bleiben möge. Er bat mich hierauf etwas zu spielen, welches ich denn auch mit ungemeiner Freude that.

Ehe ich weiter gehe, sey es mir erlaubt über diesen Gegenstand ein paar Worte zu sagen. Es ist mir nämlich unbegreiflich, wie Menschen so undankbar seyn können, bey Fällen dieser Art eine solche Bitte zu verweigern; leider aber giebt es dergleichen Subjekte nur allzuviel unter uns Musikern, und folgendes Beyspiel wird jedem, dessen Herz nur einigermaßen für Regungen der Dankbarkeit empfänglich ist, mit Abscheu und Verachtung erfüllen. Ein Musikus, der sich als Künstler sehr berühmt und als Mensch sehr berüchtigt

gemacht hatte, befand sich einst zu London in den traurigsten Umständen. Eine reiche Lady, welche dies erfuhr, bezahlte seine Schulden, und machte ihm überdies noch ein ansehnliches Geschenk. Sie blieb dabey gegen ihn incognito, seinen Bekannten aber ließ sie es unter der Hand wissen, indem sie es leicht voraussehen konnte, daß er Nachforschungen anstellen würde. Er that es, man nannte ihm seine Wohlthäterin, mit der Bemerkung: daß er nunmehro auch die Pflicht auf sich habe, ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er ging zu ihr und bedankte sich maschinenmäßig; denn daß sein Herz unfähig war etwas dabey zu empfinden, werden wir sogleich hören. Es ging mir nahe, versetzte sie, einen so berühmten Künstler, wie Sie sind, in Mangel zu wissen, und da

mich der Himmel reichlich mit Glücks-
gütern gesegnet hat, so war es mir ein
leichtes, Sie demselben einigermaßen zu
entreißen. Als Freundin der Tonkunst
hielt ich dies für meine Pflicht, und
fodere also keinen Ersatz dafür. Doch
wenn Sie ja glauben mir einige Ver-
bindlichkeit schuldig zu seyn, so können
Sie diese sehr leicht an den Tag legen,
wenn Sie mir etwas von Ihrer Ge-
schicklichkeit hören lassen. Nein, erwie-
derte mit kurzen Worten der elende
Mensch; für Damen spiele ich nicht.

Unter gewissen Umständen ist es nicht
nur gut, sondern in der That nothwen-
dig, sogenannte Künstler-Caprice zu
besitzen, und wehe dem Musiker, der
ganz davon befreyt ist! Die Leipziger
musikalische Zeitung hat so schön als
richtig erwiesen, wohin diese gehört;

allein ein Betragen wie das eben erzählte verdient diesen Namen nicht; es verdient Schurkerey genannt zu werden; auch würde ich keinen Augenblick anstehn, den Schuft, welchen diese Anekdote betrift, hier öffentlich zu nennen, wenn ich sie entweder von der Dame selbst, oder von einem völlig glaubwürdigen Manne vernommen hätte. Indessen zweifle ich nicht an der Wahrheit derselben, da es ähnliche Beyspiele in Menge giebt; hoffentlich aber werden die Leser schon an diesem einen genug haben.

Ich trat, (um wieder auf das vorige zurück zu kommen) mit einem Concert auf, in welchem ich Gelegenheit bekam, mich eines Kunstgriffs zu bedienen, wovon ich nur dies eine Mal in meinem Leben habe Gebrauch machen können.

Diejenigen meiner Leser, vor denen ich so glücklich gewesen bin mich in volk-
ständigen Concerten hören zu lassen, werden sich erinnern, daß ich meine Kadenzen mit einem sehr langen Triller endige; ich habe dabey nicht nur die Kenner, sondern auch die bloßen Lieb-
haber vor Augen; diese, weil sie die Länge des Athems bewundern, jene, weil sie wissen wie schwer es auf einem blasenden Instrumente ist, den Ton beym Wachsen und Abnehmen gleich schwebend zu erhalten. Als nun im Concert, dessen ich eben erwähnt habe, der Schlußtriller meiner Kadenz kaum zur Hälfte geendigt war, konnte das gütige Publikum, welches mir bisher mit allgemeiner Stille und Aufmerk-
samkeit zugehört hatte, seinen lauten Beyfall nicht länger unterdrücken, und

begann dermaßen zu applaudiren, daß ich mich selbst nicht zu hören vermochte. Hurtig nahm ich mein Tempo wahr, schöpfte neuen Athem, und als es wieder still ward, vernahm man nach wie vor den Triller, welcher nun natürlicher Weise von weit längerer Dauer seyn konnte, als es menschliche Kräfte ohne abzusetzen gestattet hätten. Daß das Beyfallklatschen ein Intermezzo verursacht hatte, war indeß wohl keinem eingefallen, sonst hätte man mich sicher darum befragt. Ich ließ mich nachher noch in zwey Liebhaber-Concerten hören. Newille war jedesmal zugegen, und hörte nicht auf sich als einen der thätigsten Freunde, die ich je gefunden habe, gegen mich zu bezeigen. Es konnte demnach nicht fehlen, daß das Concert, welches ich am sechsten März gab, alle

meine Erwartungen übertreffen mußte. Ich gab es jedoch für mich allein. Dies hatte mein Excompagnon, Herr Tourſch, gewaltig übel aufgenommen, und ſich gegen meinen Vater verlauten laſſen, er finde es ſehr ſchlecht, daß ich mein zweytes Concert nicht mit ihm gemeinſchaftlich zu geben geſonnen ſey. Da aber unſere Meynung mit der ſeinigen hier nicht im mindeſten übereinſtimmte, indem wir dies gerade ſehr gut fanden, ſo ließen wir ihn reden, ohne uns weiter um ihn zu bekümmern, wie denn auch in meinem Buche ſeiner nicht mehr gedacht werden ſoll. — Doch auch dein Name wird wahrſcheinlich hier zum letzten Mal vorgekommen ſeyn, wackerer Newille! Es ſey mir alſo immer vergönnt, noch einen Blick des Danks auf dich zu werfen, und auf eine Art von

dir Abschied zu nehmen, die deiner würdig ist. Gehörst du noch zu den Bewohnern unserer Welt, so möge dir, da du schwerlich meine Geschichte zu lesen bekommen wirst, ein guter Dämon zurufen, daß der Blinde, dessen du dich vor mehr als sechszehn Jahren mit so unermüdeter Thätigkeit annahmst, wenigstens nicht zu den Undankbaren gehört, deren du vielleicht viele machtest. Hast du aber die große Reise, die dem König wie dem Bettler, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, dem Tugendhaften wie dem Lasterhaften bevorsteht, bereits vollbracht; nun wohl, so bist du über allen menschlichen Dank erhaben, und ich erspare den meinigen, um ihn dir dereinst als Mitverklärter darzubringen. Doch da mein Buch eine Geschichte ist, mithin nur die evidente

Vergangenheit zum Gegenstande hat, so würde es höchst zweckwidrig seyn, mich lange bey Dingen zu verweilen, die ins Reich der Zukunft gehören. Ueberdies werde ich gewahr, daß dieses Kapitel schon länger gerathen ist als irgend eins der bisherigen.

Ehe ich Rotterdam verließ, besuchte ich einen dortigen Organisten, der mit mir das Schicksal der Blindheit gemein hatte, und sich, wenn ich anders seinen Namen recht behalten habe, Brüningshuis nannte. Er spielte mir auf seinem Klavier etwas vor, und ich fand an ihm einen Mann, der praktische Geschicklichkeit mit gründlicher Theorie vereinigte. Beym Abschied machte er, vielleicht wissentlich, vielleicht aber auch ohne sich etwas dabey zu denken, ein Bonmot. Ich hoffe, sagte er, daß wir

einander, bevor Sie abreisen, noch einmal sehen werden. Seine Hoffnung schlug jedoch fehl, indem ich ihn nach der Zeit nicht mehr gesprochen, auch nie wieder etwas von ihm vernommen habe.

Früh am zehnten verliessen wir Rotterdam, und reisten zu Lande bis Brühl, wo wir gegen Mittag anlangten. Wir erkundigten uns sogleich, ob das Paquetboot bey Hellvoetsluis angekommen sey, und als wir vernahmen, daß man es erst morgen daselbst erwarte, so beschlossen wir hier zu übernachten, und setzten am elften unsere Landreise nach eben genanntem Seehafen fort. Hier fanden wir bey unserer Ankunft das Schiff zur Abfahrt bereit; da es aber, des vielen Eises wegen womit der Hafen angefüllt war, nicht in den-

selben hatte einlaufen können, so mußten wir uns mit kleinen Fahrzeugen, oder sogenannten Eisböten, dem großen Schiff entgegen rudern lassen, welches, so lange wir uns noch im Hafen befanden, ziemlich gut gieng; allein da das Paquetboot bisweilen von Windstößen fortgetrieben ward, so mußten wir, um dasselbe zu erreichen, uns wenigstens ein Paar englische Meilen weit in die offene See wagen, welches, wie man leicht denken kann, nicht wenig gefährlich war. Selbst den beherzten Matrosen kam ein Zittern an, und vergebens würde ich es versuchen die Angst zu schildern, welche ich als ein blinder, mit den fürchterlichen Meereswogen noch unbekannter Jüngling dabey ausstand. Doch glücklich erreichten wir das schwimmende Haus, und, gütiger Himmel! wie froh

war ich, als ich mich in der Kajüte desselben befand. Nun dachte ich weiter an keine Gefahr, und hielt mich für so sicher, als ob ich bereits zu London in meinem Zimmer säße. Unsere Seereise gieng übrigens sehr gut, jedoch langsam von statten; es mochte ungefähr um drey Uhr Nachmittags seyn, als wir am elften den Hafen verliessen, und erst am dreyzehnten Abends um sechs Uhr landeten wir bey Harwich; gewöhnlich aber macht man diese Ueberfahrt in vier und zwanzig Stunden. Von der Seekrankheit blieb ich durchaus verschont; und viele, denen ich dies nach der Zeit mittheilte, hielten den Mangel des Gesichts für die Ursache davon. Es ist schwer, ja für mich sogar unmöglich, zu entscheiden, ob sie Recht oder Unrecht hatten; indeß bin ich sehr ge-

neigt ihnen beyzupflichten. Mein Vater, obschon er in früheren Jahren mehrere Seereisen unternommen hatte, mußte dennoch bisweilen diesem Elemente den gewöhnlichen Tribut zollen. Was aber meine gute Schwester Reinstein betraf, so schien dasselbe gegen sie eben so despotisch zu verfahren als ein asiatischer Schach gegen seine Unterthanen, der so lange mit Ungestüm von ihnen fodert, bis sie nichts mehr zu geben übrig haben, und endlich die traurigsten Schlachtopfer seiner Grausamkeit werden; wie dann unstreitig auch Sie eine Beute des unerbittlichen Meeres geworden wäre, wenn unsere Fahrt auf demselben nur noch einen Tag länger gedauert hätte, denn das Uebel setzte ihr dermassen zu, daß sie während der ganzen Zeit keinen Bissen zu sich zu nehmen vermochte.

Doch mit der Ursache hört fast in einem Augenblick auch die Wirkung auf; denn kaum waren wir ans Land gestiegen, als auch schon alle Uebligkeit bey ihr verschwand, wogegen sich aber eine so große Eßlust einstellte, daß sie kaum den Augenblick erwarten konnte, da die Speisen aufgetragen wurden, welche sie dann auch mit einem Heißhunger verschlang, der ohne Gleichen war. Wir blieben die Nacht in Harwich oder Harritsch wie es von den Engländern ausgesprochen wird. Am vierzehnten früh um sechs Uhr verliessen wir den Ort, und langten am Abend ohngefähr um die achte Stunde in dem großen, volkreichen, majestätischen und hellerleuchteten London an, dessen Glanz sogar mich, als einen Blinden, in Erstaunen setzte.

Elftes Kapitel.

Aufenthalt in London. Bekanntschaften daselbst. Kurze Bemerkungen, die mit demjenigen schliessen, was einst Wieland an Archenholz schrieb, der bekanntermaßen sein Buch über England und Italien jenem zugeeignet hatte.

Wir kehrten in einem der vornehmsten Gasthöfe ein; man wies uns sogleich ein prächtiges Zimmer an, in welchem wir alles fanden, was ein Reisender sich nur immer wünschen kann, und worauf man in so manchem weit und breit berühmten Gasthofe meines lieben Vaterlandes oft Stunden lang vergebens warten muß. Unser Wirth, ein Deutscher, hatte kaum vernommen, daß Landsleute

bey ihm abgetreten wären, als er sich auch schon auf unserm Zimmer einfand, und uns mit vieler Artigkeit fragte, wie unsre Seereise abgelaufen sey, und was sonst ein Wirth gewöhnlich seine Gäste zu fragen pflegt. Wir freuten uns, wie man sich dann immer in einem fremden Lande, zumal wenn man dessen Sprache nicht kundig ist, freut, einen Landsmann zu finden. Indeß kann man, was diesen Punkt betrift, beyläufig gesagt, nicht genug auf seiner Hut seyn. Aus Mangel an gehöriger Welterfahrung artet diese Freude gar oft in ein blindes Zutrauen aus, und da geschieht es denn nicht selten, daß man von seinem lieben Landsmann weit ärger betrogen wird als von den Eingebornen, die man aus unzeitiger Vorliebe vor jenem gänzlich übergieng. So wahr nun auch diese

Bemerkung ist, und so nothwendig sie mir zur Warnung für junge Reisende schien, so will ich sie dennoch keineswegs auf unsern damaligen Wirth in London angewandt wissen; denn daß dieser wirklich ein rechtschaffener Mann, mithin des Namens eines Deutschen würdig war, davon werden meine Leser gar bald überführt werden. Zuvor aber muß ich etwas erwähnen, was ich den Abend unsrer Ankunft an mir selbst wahrnahm.

Die Wege, die Fuhrwerke, und kurz alles was zum Reisen gehört, sind in England so vortrefflich bestellt, als man es auf dem übrigen Erdenrunde nicht mehr findet; und obschon wir in Einem Tage zwey und siebenzig englische Meilen, welche ungefähr vierzehn und eine halbe deutsche betragen, zurückgelegt hatten, so machte dies doch nicht den

mindesten Eindruck auf meinen Körper; hingegen bey der geringsten Bewegung, die ich im Zimmer machte, spürte ich noch immer das Auf- und Niederschaukeln des Schiffs, welches ich doch bereits vor zweymal vier und zwanzig Stunden verlassen hatte. So bald ich mich aber zur Ruhe begab, fiel ich, gegen meine sonstige Gewohnheit, in die Arme des erquickenden Schlafs, und noch jetzt erinnere ich mich meiner ersten Nacht in London mit einer Art von besonderm Wohlbehagen. Am folgenden Mittag entsprach der Rostbeef, den wir den Abend zuvor bey unserm Wirth bestellt hatten, unsrer Erwartung auf das vollkommenste, und es ist in der That kein Vorurtheil, daß dieses Gericht nirgend so gut zubereitet wird als in England, welches sich schon aus dem

einzigen Grunde ergiebt, daß das dortige Rindfleisch allem andern vorzuziehen ist. Der Rostbeef wird zwar auch in andern Ländern nachgeahmt; aber es kommt mir damit gerade so vor, wie mit der Uebersetzung eines Meisterwerks in eine fremde Sprache, indem selbst die beste hinter dem Original zurückstehen muß.

Ich komme nun von der englischen Speise wieder auf den deutschen Wirth, von dem wir sie erhalten hatten. Dieser besuchte uns abermals, und machte uns eine vollständige Beschreibung von der Kostbarkeit der Lebensmittel in England. Da Sie (fuhr er fort) Deutsche sind, ist es Ihnen vielleicht noch nicht hinlänglich bekannt, daß man hier in den Gasthöfen um ein vieles theurer zehrt als in unserm Vaterlande. Ich habe

daher für meine Schuldigkeit gehalten, Sie vorläufig davon zu benachrichtigen, und wenn Sie gesonnen sind, sich hier sehr lange aufzuhalten, so rathe ich Ihnen als Freund eine Privatwohnung zu miethen, und entweder eigne Menage zu machen, oder sich das Essen portionsweise von einem Speisewirth holen zu lassen, wobey Sie unstreitig Ihre Rechnung weit besser finden werden, als wenn Sie beständig im Gasthofe bleiben wollten. So ungern ich auch Ihre Gegenwart verliere, so halte ich mich doch als Mensch für verpflichtet, Ihr Interesse dem meinigen vorzuziehen. Es kann nun immer seyn, daß es mehr Klugheit und Welterfahrung als eigentliche Ehrlichkeit war, was unserm Wirth diese Sprache in den Mund legte; es sind, mochte er vielleicht denken, rei-

sende Musiker, mit denen du zu thun hast; und da diese Herren wohl mit ihren Instrumenten, selten aber mit ihrer Kasse gut zu harmoniren pflegen, so mußt du ihrer bald mit guter Manier wieder los zu werden suchen. Sey dem aber auch wie ihm wolle, so war es doch immer lobenswerth, daß er uns klaren Wein einschenkte. Wir wußten nun woran wir waren, und konnten unsre Maßregeln darnach nehmen, welches denn auch am folgenden Tage geschah.

Doch es fällt mir bey Erwähnung des klaren Weineinschenkens etwas ein, welches ich meinen Lesern, bevor ich weiter gehe, mittheilen muß, da es überdies vielleicht von einigem Nutzen seyn kann. Wenn wir uns nämlich in einer Stadt lange aufzuhalten gedachten, so pflegte

mein Vater, der überhaupt nicht gut auf die Herren Gastgeber zu sprechen war, mit dem Wirth zu akkordiren. Diejenigen nun, welche sich dies sogleich gefallen liessen, waren allemal die billigsten; wogegen es aber auch viele gab, welche schlechterdings nichts damit zu thun haben wollten. „Lassen Sie das; Sie sollen gewiß mit mir zufrieden seyn; ich bin nicht der Mann, der es an der Art hat Reisende zu übernehmen," und was der glatten Worte mehr waren, womit sie meinen Vater hinhielten; diese aber waren gerade diejenigen, von denen wir am meisten geprellt wurden. Mochte die Absicht unsers Londoner Wirths seyn welche sie auch wollte, so gieng er doch immer offen, mithin redlich zu Werke.

Am andern Tage ersuchte ihn mein Vater, einen Lohnbedienten zu besorgen,

der der deutschen und englischen Sprache kundig wäre. Nach wenigen Minuten erschien ein solcher. Mein Vater gieng sogleich mit ihm aus, um ein Privat-Quartier zu suchen, welches auch gar bald gefunden und noch am nämlichen Tage bezogen ward.

Es wird nunmehr Zeit, der wichtigsten Bekanntschaften, so ich in London gemacht, zu erwähnen. Der Erste, bey welchem wir unsern Besuch abstatteten, war Salomon. Für diejenigen meiner Leser, welche Profession von der Musik machen, ist sicher der bloße Name dieses Mannes hinlänglich, das Gefühl der Hochachtung in ihnen hervorzurufen; auch für mich ist er es, wenn ich ihn von andern nennen höre; da ich ihn aber selbst im Angesicht der Welt nenne, so muß ich es auch, meinem einmal

gefaßten Vorsatze getreu, im Angesicht der Welt mit ihm eben so machen, wie ich es bereits mit vielen andern gemacht habe, das heißt mit Freymüthigkeit bekennen, was ich von ihm halte. Zuvor aber muß ich seines großen Nebenbuhlers Kramer, den ich bald darauf kennen lernte, erwähnen, um zwischen diesen beyden Männern, da sie an einem Orte leben, eine Paralelle ziehen zu können. Salomon stand, bevor er sich nach England begab, eine Zeitlang als Tonkünstler im Dienste Sr. K. H. des kürzlich verewigten Prinzen Heinrich von Preussen. Kramer hingegen war vor seiner Ankunft in London ein Mitglied des damals so weltberühmten Manheimer Orchesters. Dies ist alles, was ich von ihrer frühern Geschichte weiß. Als Künstler sind beyde vielleicht von gleicher

Größe, doch jeder in seiner Art. Im Dirigiren halte ich Salomon für das non plus ultra seiner Zeit; und ohne irgend einem großen Manne zu nahe zu treten, gestehe ich frey, daß mir noch keiner vorgekommen ist, welchen ich, meinem Gefühle nach, in dieser großen Kunst Salomon gleichzustellen vermöchte. Als Concertist betrachtet aber mag ihm vielleicht Kramer überlegen seyn; mir wenigstens scheint es so; ob ich recht oder unrecht habe, muß ich, wie billig, der Entscheidung andrer überlassen. Als Componist hat sich Kramer durch verschiedene Violin-Concerte vor vielen andern sehr vortheilhaft ausgezeichnet; ob wir auch von Salomon etwas besitzen, ist mir nicht bewußt. Sollte jenes nicht der Fall seyn, so würde es ihm allerdings zum Vorwurf gereichen; da es

ihm weder an gehöriger Kenntniß fehlt, noch an Genie zu mangeln scheint, wie ich aus folgendem Umstand schliesse. Ich hörte ihn nämlich ein Violin-Concert spielen, woraus er das Adagio des Verfassers wegließ, und eins von seiner eignen Arbeit an dessen Stelle schob, welches an Schönheit und Gründlichkeit jenes bey weitem übertraf. Was übrigens Kramer als Mensch betrift, so bin ich nicht genau genug mit ihm bekannt geworden, um ihn in dieser Hinsicht beurtheilen zu können. Salomon hingegen besuchte uns sehr oft, erwies uns Gefälligkeiten mancher Art, und gab mir bey einer gewissen Gelegenheit, wovon die Leser gehörigen Orts das Nähere erfahren sollen, im Ton des Biedermannes, der, weit entfernt zu schmeicheln, nicht nur das Gute lobt wo er

es findet, sondern auch das Mangelhafte mit Aufrichtigkeit tadelt und zu bessern sucht, eine Lehre, deren Wahrheit jedem Sachverständigen einleuchten wird, und die mich, so oft ich Gebrauch davon mache, mit dem innigsten Dank gegen den Geber erfüllt. Salomon vermehrte demnach die Zahl meiner Freunde in einem sehr hohen Grade, und ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß sein Werth als Mensch dem als Künstler nichts nachgiebt. Sein Umgang nimmt sogleich jeden für ihn ein; je näher man ihn aber kennen lernt, desto mehr fühlt man sich gezwungen ihn zu lieben und endlich hochzuschätzen. So frey er auch von allen Prätensionen ist, oder vielmehr gerade deswegen, weil er dies ist, glaube ich, daß er ausser seiner Kunst noch manche ansehnliche Reichthümer

besitzt; ich meyne solche, die in der unsichtbaren Schatzkammer der Seele aufbewahrt werden, welche durch keinen Schlüssel oder Dieterich geöffnet werden kann, um sie daraus zu entwenden. Endlich hat Salomon schon vor vielen Jahren in Kramers musikalischem Magazin den Ruhm eines Wohlthäters erhalten. Um nun wieder in meiner Geschichte fortzurücken, so wurden wir eines Tages von ihm eingeladen, dem sogenannten großen Professional-Concert, welches diesen Abend unter seiner Direktion gehalten wurde, mit beyzuwohnen. Ich erwähne dies hauptsächlich deswegen, weil es mir Gelegenheit verschafte, die weltberühmte Mara zu hören, von der ich, da sie über alles Lob erhaben ist, nichts weiter bemerken will, als daß mir nie etwas Aehnliches vor-

gekommen, und daß ich wohl schwerlich, so lange ich mich noch in dieser Körperwelt herumtreibe, ihres Gleichen hören werde; ja ich würde sogar zweifeln, sie dereinst in höhern Regionen übertroffen zu finden, wenn es nicht eine Versündigung am Unendlichen wäre, die Vervollkommnung in der Kunst für endlich zu halten.

Am sechs und zwanzigsten und dreyssigsten hatte ich das Glück mich bey Hofe zu produziren. Hier hörte ich abermals zwey Künstler, deren allgemeiner Ruf viel zu entschieden ist, um sie hier übergehen zu dürfen. Einer von ihnen war Fischer, von welchem ich jedoch aufrichtig gestehen muß, daß er meine freylich sehr hoch gespannte Erwartung nicht durchaus befriedigte. Sein Vortrag war gut, auch besaß er einen ziemlichen Grad

von Fertigkeit; was aber den Ton betrift, so hatte ich diesen schon von mehrern Hoboebläsern (unter denen ich nur Braun in Ludwigslust, Ebling in Potsdam und Schaudig in Ballenstädt namentlich anführen will) bey weitem schöner gehört. Es scheint mir demnach gewiß zu seyn, daß Fischer mehr Tonsetzer als praktischer Künstler ist. Was ich von seinen Compositionen kenne, besteht in zwey Hoboe-Concerten, zehn Solo's und sechs Duetts für die Flöte. Der Geschmack, worin alle diese Sachen gearbeitet sind, ist zwar nicht ganz alt, aber doch auch nicht der heutige; indeß sind sie ziemlich rein und fliessend gesetzt, welche letztere besonders ein Menuet von ihm zu erkennen giebt, das so gemein geworden ist, daß man es viele Jahre hindurch auf den Straßen gesungen,

und in den Bierschenken darnach ge-
tanzt hat.

Was ich von dieser Art des Gemein-
werdens halte, habe ich bereits bey einer
ähnlichen Gelegenheit gesag. Der zweyte
war Abel, welcher ein Solo von seiner
meisterhaften Komposition meisterhaft
spielte. Der Silberton den er seiner
Gambe entlockte, durchdrang mein gan-
zes Inneres, und nie hätte ich geglaubt,
daß er auf diesem Instrumente so glocken-
rein hervorgebracht werden könnte. Sein
Vortrag war hinreissend, aber der Na-
tur dieses Instruments gemäß, mehr
für das Adagio als für das Allegro
geeignet; wie dann auch in allen seine
Arbeiten (welche, wiewohl ihnen gänz-
lich das Gepräge der jetzigen Mode fehlt,
doch ihrer Gründlichkeit und Origina-
lität wegen, in den Augen wahrer Kunst-

kenner nie veralten) mehr sanfte Melancholie als hüpfende Munterkeit, mehr erhabene Würde und stiller Ernst als wildes tobendes Feuer herrscht. Sie gleichen mehr dem Rieseln einer Quelle, mehr dem leisen Wehen einer lauen Frühlingsluft, als dem Brausen eines reissenden Stroms, oder dem Gebrülle des Orkans. — Doch nein, es geht mir nicht von der Hand! ich merke daß ich im Malen ein ganz erbärmlicher Stümper bin, und ächte Kenner der Tonkunst und Litteratur werden wahrlich lieber Abels Meisterwerke hören, als meine mangelhafte Schilderung derselben lesen, und vielleicht dem Himmel danken, daß sie nicht von längerer Dauer gewesen ist. Getrost, meine günstigen Leser, ich werde Sie ins küftige mit Schilderungen ähnlicher Art verschonen, und in

meiner gewöhnlichen Manier erzählen, und bisweilen dazwischen räsonniren; in beyden bin ich nun zwar eben so schlecht bewandert, als in der Kunst, Gemälde aufzustellen; allein ich rechne auf die Nachsicht der Leser. Wen die Lust zum Weintrinken ankömmt, der nimmt, wenn er in der Geschwindigkeit keinen Burgunder haben kann, auch wohl mit einem Glase Cahors, oder rothen Dicken (wie man ihn in Stettin zu nennen pflegt) vorlieb, und wiewohl dieser bey weitem nicht mit jenem verglichen werden kann, so ist er deswegen doch noch nicht ungenießbar. Se. Majestät der König von Grosbrittanien liebte ausschließlich die alte Musik; die Königin hingegen gab der neueren den Vorzug. Dies wußte ich bereits, und hatte mich mit beyden versehen, um

den Beyfall beyder Majestäten einzuerndten, welchen ich denn auch das Glück hatte zu erhalten. Der König war so herablassend, mich über verschiedene Dinge zu befragen: z. B. ob ich in Hanover gewesen sey, wie lange ich mich dort aufgehalten habe u. s. w. Da übrigens das Hoforchester größtentheils aus Deutschen bestand, und der König bekanntermaßen diese Sprache sehr fertig redet, so hörte ich hier mehr Deutsch und Französisch als Englisch sprechen.

Am dritten April spielte ich im großen Professional-Concert, welches diesen Abend unter Kramers Anführung gehalten ward, und bekam ein Douceur von fünf Guineen. Am siebenten ließ ich mich in einem andern großen Concert hören, wofür ich eine gleiche Summe erhielt.

Ich zweifle nicht, daß diese Bezahlung manchen meiner Leser für das Verhältniß einer der größten und reichsten Städte der Welt, mehr als zu geringfügig vorkommen wird, und diesen pflichte ich von Herzen bey, indem die Kunst meines Wissens in keiner andern großen Stadt so schlecht, wohl aber in mancher mittelmässigen weit besser belohnt worden ist. In Stettin, welches sich doch in Hinsicht auf Größe und Volksmenge gerade so gegen London verhält, als eine Kohlenbrennerhütte gegen das Berliner Schloß, hatten die Musikliebhaber vor einigen Jahren solche Anstalt getroffen, daß ein durchreisender Virtuose, wenn er sich in einem ihrer Winter-Concerte hören ließ, vierzig Thaler bekam. Ob es sich daselbst noch gegenwärtig so verhält, weiß ich

nicht, allein daß diese Einrichtung vor sieben Jahren statt fand, ist autentisch. Belohnt oder belohnte man also in Stettin einen Künstler mit vierzig Thaler, so müßte er nach Verhältniß in London wenigstens auf hundert Guineen Rechnung machen können.

Mein Vater ließ es sich nunmehro recht angelegen seyn, ein Concert für mich zu veranstalten, welches, wie leicht zu erachten, in einer so großen weitläufigen Stadt mit nicht geringer Mühe verbunden war, und manchen sauern Tritt kostete. Indeß kam doch endlich die Sache zu Stande, und das Concert, welches ich am fünften May gab, war von Seiten der Kunst eines der vorzüglichsten, wo nicht das beste, so ich jemals gegeben habe. Dies kann man schon daraus abnehmen, daß es von

einer sehr braven Sängerin N. N. und einem eben so würdigen Tenoristen, Namens Tasca, mit Arien von meinem Freunde Salomon, mit einem Violin-Concert, und von dem trefflichen Fischer, mit einem Hoboe-Concert unterstützt ward. In ökonomischer Hinsicht aber war es, nach Verhältniß dieser großen und volkreichen Hauptstadt, die mit stolzer Verachtung auf ihre Schwestern herabsieht, dieses Wohnsitzes aller Künste und Wissenschaften, dieses zweyten Athens, elender als man es sich wohl träumen lassen sollte, denn die Einnahme reichte bey weitem nicht hin, um die Hälfte der Concert-Unkosten zu bestreiten.

Hier muß ich einigen Einwürfen begegnen, die man mir ebenfalls machen könnte. Warum, (könnte man z. B.

fragen), ereifert sich der wunderliche Mensch so sehr gegen sein Concert in London, da er es doch am fünften May, also in einer Jahreszeit gab, in welcher, nach seinem eigenen Geständniß, die großen Städte bereits von den Herrschaften verlassen sind? Warum betrieb ferner er, oder vielmehr sein Vater, die Sache mit solcher Schnelligkeit? Ein Zeitraum von weniger als zwey Monaten ist in einer Stadt wie London auf jeden Fall zu kurz. Warum bemühten sie sich endlich nicht der englischen Sprache kundig zu werden? Als Reisende mußten sie es doch wohl schon längst voraus wissen, daß man sich die Zuneigung der Britten nur dann erwerben kann, wenn man fähig ist, ihnen in ihrer Mundart zu sagen, daß sie die einzigen Beschützer der Künste und

Wissenschaften sind, die es auf dem Erdenrunde giebt. Allen diesen Einwürfen nun setze ich folgendes entgegen: Ohngeachtet sich die meisten Herrschaften, sobald es warm zu werden beginnt, aus den Städten entfernen, so kann man doch annehmen, daß in einer Stadt, welche eine Million Einwohner zählt, den ganzen Sommer hindurch Menschen genug aus den gebildeten Klassen zurückbleiben, um in dem größten Concert-Saal der Welt nicht Platz zu finden. Ferner habe ich in keiner andern großen Stadt so viel Zeit nöthig gehabt, als in London, und gleichwohl ist es mir noch in jeder geglückt; nur hier allein schlug es fehl. Endlich braucht der reisende Virtuose in Petersburg und Moskau kein Russisch, in Warschau kein Polnisch, in Amsterdam kein Holländ-

disch, und in Wien kein Deutsch zu verstehen. Wenn er nur einigermaßen als ein ächter Künstler bekannt ist, so wird er unter den Eingebohrnen immer Jemand finden, der sich aus allen Kräften seiner annimmt. Die Sprache thut demnach nichts zur Sache, wo wahrer Kunstsinn herrscht. Wie könnte aber dieser wohl da Statt finden, wo es an Kennern fehlt? So hart und absprechend es auch immer klingen mag, so getraue ich mir doch öffentlich zu behaupten und hoffe es mit Gründen zu belegen, daß es unter den Engländern nur wenig wahre Liebhaber und fast gar keine Kenner giebt. Wo wahre Liebhaberey für die Kunst vorhanden ist, da findet auch der Künstler Unterstützung; es ist also schlechterdings unmöglich, daß es ihm dermaßen fehlschlagen könnte

als es mir in London mißglückte. Wo ferner ein ächter Kenner der Tonkunst nicht zu den größten Seltenheiten einer Nation gehört, da läßt sichs doch nicht anders denken, als daß bisweilen ein musikalisches Talent auftritt, welches mit unermüdetem Fleiß darauf loß geht, den Gipfel der Unsterblichkeit zu erklimmen, und nicht eher ruht, bis er ihn wirklich erstiegen hat. Ist nun aber unter euch, ihr stolzen Britten, wohl ein solches vorhanden? O! nennt mir, (ich bitte euch) nennt mir einen Mann, der sich als Componist, oder auch nur als praktischer Tonkünstler, ein bleibendes Denkmal, in der Welt errichtet hat. Mir wenigstens ist kein solcher bekannt, und wenn es dessen ohngeachtet doch hie und da einen geben sollte, so nenne ich euch dagegen

von der großen Menge, die das Ausland hervorgebracht, nur einen Theil von denen, deren Genius ihr es nicht genug verdanken könnt, daß er sie euch zuführte, indem sie allein es waren, die euch die Macht und Erhabenheit der Tonkunst in ihrem ganzen Umfange kennen lehrten. Händel, Bach, Abel, Fischer, Kramer, Salomon, Weiß, Remondi, Clementi und Vater Haydn; welcher letztere jedoch nicht für gut fand, seine Tage unter euch zu beschliessen, sondern aus wahrem Patriotismus für die Kunst wieder in sein Vaterland zurückkehrte, wo es der ächten Kenner genug giebt, die ihn zu würdigen verstehen. So gewiß ich übrigens weiß, daß ihr die hohen Verdienste der hier genannten Männer anerkennt, so bin ich doch auch eben so überzeugt,

daß, wenn es unter euren Eingebornen nur ein halbes Dutzend Componisten gäbe, gesetzt auch daß sie jenen nicht das Wasser zu reichen im Stande wären, ihr sie dennoch aus Stolz nicht nur vorziehen, sondern jenen gänzlich den Abschied geben würdet. Das Orchester in London ist vielleicht eins der vortrefflichsten in Europa, allein es besteht gröstentheils aus Deutschen, Franzosen und Italienern; und in den übrigen Städten Englands, wo sich die Ausländer nicht so sehr verbreitet haben, soll, wie ich mir habe sagen lassen, die Musik in der kläglichsten Verfassung seyn. Wenn indessen ein reisender Virtuose die englische Sprache versteht, und hinlänglich mit Gelde versehn ist, um es wenigstens ein ganzes Jahr in London mit ansehen zu können, so ist ihm meines

Erachtens allerdings anzurathen, diese Reise zu unternehmen, und ich wollte fast dafür stehen, daß er, über kurz oder über lang, wo nicht als reicher, doch wenigstens als ein wohlhabender Mann wieder in seine Heimath zurückkehren, und in stiller häuslicher Ruhe seine übrigen Tage vollbringen kann. Ist er hingegen nicht fähig mit den Engländern anders als durch einen Dolmetscher zu reden, und hoft er schnell etwas unter ihnen auszurichten, so halte ich es für klüger, das Geld, das diese Reise kosten würde, ins Meer zu werfen, als sich unnützer Weise demselben anzuvertrauen, und mit der Seekrankheit zu kämpfen, um das Vergnügen zu haben, sich in der brillanten Hauptstadt Britaniens umsehen zu können. Wer da reist um sein Brod zu erwerben, und

nicht zu der leichtsinnigen Klasse gehört, der sieht erst auf seinen Vortheil, und dann auf sein Vergnügen.

Mir fällt so eben ein, daß ich vorhin einen Mann nannte, welchen ich auch noch in London gehört habe, und über diesen muß ich, bevor ich wieder zur Geschichte übergehe, ein Paar Worte sagen. Es ist nämlich Clementi, der als einer der fertigsten Klavierspieler, die mir je vorgekommen sind, mich zur Bewunderung hinriß; übrigens aber meine Empfindungen nicht rege machte. Es gieng mir mit seinem Spiele gerade so, wie mit seinen Compositionen. So meisterhaft ich diese auch von ihm und vielfältig von andern vortragen hörte, so sahe ich mich zwar genöthigt, der Kunst, die darin liegt, meine Achtung zu zollen, allein mein Inneres blieb

ungerührt. Es ist immer eine schöne Sache um die Eigenheit der Gedanken; doch wenn sie in bloßer Kunst oder Künsteley besteht, wobey die Seele nichts empfindet, so ist mir (ich gestehe es aufrichtig) eine gefühlvolle Sonate von Pleyel oder Hofmeister, trotz den Reminiscenzen, die man bisweilen darin antrift, doch bey weitem lieber, als die bizarren Eigenheiten Clementis. Es kann immer seyn, daß ich durch dieses Geständniß in den Augen manches seyn wollenden, vielleicht auch wirklichen Kenners, nicht eben in einem sehr vortheilhaften Lichte erscheine; aber ich kann nun einmal nichts dafür, daß ich so und nicht anders zu fühlen vermag, und heucheln konnte ich hier eben so wenig, als meine Gedanken über Clementi mit Stillschweigen übergehen;

indem jenes mir durchaus fremd, zu diesem aber meine Hochachtung gegen seine Verdienste viel zu groß ist.

Eines Tages erhielt mein Vater ein Schreiben von Salomon, worin ihm dieser benachrichtigte, daß am funfzehnten bey einer Lady ein großes Concert gehalten werde, welches er dirigiere. Er habe meinetwegen mit dieser Dame gesprochen, und auf den bewußten Abend für mich ein Engagement bey ihr bewirkt. Wir verfügten uns also Nachmittags zu unserm mehr genannten Freunde, und mit ihm ins Concert, worin ich mich mit verschiedenen Sachen, unter andern auch, nach meiner Gewohnheit, mit extemporirten Variationen über ein bekanntes Thema hören ließ. Als ich die erste derselben geendigt hatte, flüsterte mir Salomon leise zu: Simpel! Ich

verstand dies, und wiederholte das einfache Thema, und als wieder einige Variationen vorüber waren, erfolgte sein leiser Ruf zum zweyten Mal, nach welchem ich mich dann auch, wie sich dies von selbst versteht, richtete. Denn schon damals sah' ich ein, daß ein wahrhaft großer Mann nichts ohne zureichenden Grund zu sagen pflegt. Nach geendigtem Concert erhielt ich fünf Guineen, und als wir nach Hause fuhren, wohin uns Salomon begleitete, ließ er sich folgendermaßen gegen mich vernehmen: Wenn Sie an einem öffentlichen Ort über ein Thema variiren, so müssen Sie dann und wann die einfache Melodie wiederholen; nicht der Kenner wegen, denn diese wissen ohnehin daß Sie Ihrem Hauptsatze getreu bleiben; allein da die Mehrheit nicht aus

Kennern besteht, so würde sie zuletzt den Gegenstand, welchen der Künstler bearbeitet, ganz und gar aus den Augen verlieren, wenn sie nicht durch öfteres Wiederholen desselben daran erinnert würde. Auch werden Sie in der Folge finden, daß es schon an und für sich von guter Wirkung ist. Dies war nun die Lehre meines biedern Freundes, deren ich oben Erwähnung that.

Am fünf und zwanzigsten spielte ich zum letzten Male bey Hofe, und erhielt kurz vor meiner Abreise hundert Pfund Sterling zum Geschenke. Ausserdem widerfuhr mir in London nichts, das des Erzählens werth wäre, als daß ich eines Tages von einem reichen Engländer besucht wurde, der von mir Unterricht auf der Flöte verlangte und erhielt. Er bezahlte mir für jede Stunde eine halbe

Guinee; als er deren aber drey genommen hatte, hörte er wieder auf, was mir der ausserordentlich guten Bezahlung wegen unter andern Umständen gewiß sehr unangenehm gewesen wäre; so aber empfand ich eine herzliche Freude darüber; denn nie ist wohl meine Geduld auf eine so harte Probe gesetzt worden, als in diesen drey Lehrstunden. Es war mit dem Menschen schlechterdings nichts anzufangen, und wenn ich ihm einen und denselben Fehler vielleicht zehnmal in einer Viertelstunde korrigirt hatte, so konnte ich beynahe mit Gewißheit voraussetzen, daß ich es in der folgenden Minute zum elften Male würde thun müssen. Mit Einem Wort, es war ein musikalisches Genie nach ächtem brittischen Schrot und Korn. Uebrigens brachten wir (den freylich nicht gerin-

gen Verdruß über unser fehlgeschlagenes Concert abgerechnet) die Zeit in London größtentheils vergnügt zu. Wir hatten unter unsern dortigen Landsleuten theils alte Bekanntschaften erneuert, theils neue errichtet, von welchen wir uns täglich mit einem oder dem andern beysammen fanden, in dessen Gesellschaft wir entweder die vortrefflichen Spatziergänge innerhalb der Stadt, oder einen der unweit derselben gelegenen Gärten besuchten, unter welchen letztern denn auch ganz natürlich der weltberühmte Vauxhall nicht übergangen ward. Ich will indeß die Geduld meiner Leser mit keiner Beschreibung desselben ermüden, indem solche von einem Blinden nicht anders als höchst mangelhaft ausfallen könnte, sondern nur so viel bemerken, daß jeder meiner Sinne sich hier durch

etwas ergötzt fand. Das Gehör durch die reitzende Musik, welche bekanntlich im Freyen weit angenehmer wirkt als in einem Saale, gesetzt auch, daß der größte Baumeister der Welt alle seine Kunst angewandt hätte, ihn ausdrücklich für die Musik einzurichten; der allgemeine Concertsaal der Natur, welchen der Architekt des Weltalls für uns erbaute, wird dennoch den Vorzug behalten. Doch um auf das zurückzukommen, wodurch meine übrigen Sinne gelabt wurden. Das Gesicht durch die hellglänzende Beleuchtung, der Geschmack durch die vortrefflichen Speisen und Getränke, der Geruch durch die wohlthätigen Düfte balsamischer Blumen und Kräuter aller Art, und auf das Gefühl, in so fern es sich nach Engels Theorie dieses Sinnes vom Getast unterschei-

det und nur das Innere deſſelben gemeynt iſt, konzentrirte ſich alles dies, indem es mein Gemüth mit einer Heiterkeit belebte, die ich ſelten in ſo hohem Grade empfunden habe. Nur Einen Abend brachten wir an dieſem der Freude gewidmeten Orte zu; doch währte es, der engliſchen Sitte und unſerm Wohlgefallen gemäß, bis in die ſpäte Nacht. Daß mir aber das ſogenannte Nachtſchwärmen, wenn es nicht zu oft kommt und die Schranken des Sittlichen dabey nicht überſchritten werden, nichts weniger als zuwider iſt, habe ich ſchon bey mehrern Gelegenheiten zu erkennen gegeben.

Am zwölften Juni machten wir noch zu guterletzt eine Spatzierfahrt nach Windſor, welches zwey und zwanzig engliſche Meilen von der Hauptſtadt ent-

fernt ist, und woselbst sich der Hof den Sommer hindurch aufzuhalten pflegt. Den Weg dahin hatte man uns als den schönsten in ganz England beschrieben; und so weit ich mich auch auf dem Erdenrunde habe herumkutschieren lassen, so muß ich dennoch gestehen, daß ich mich nie auf einer Kunststraße befand, welche dieser an Vortrefflichkeit gleicht. Am dreyzehnten kehrten wir nach London zurück, und brachten den Rest des Tages damit zu, daß wir von unsern Bekannten Abschied nahmen, und das Nöthige zur morgenden Abreise besorgten.

Ehe ich aber England verlasse, sey mir noch folgendes zu sagen vergönnt: Die mancherley vortrefflichen Lebensmittel, die ausserordentliche Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Reisens, das angenehme Klima, welches hier weder

eine so strenge Kälte, noch solche drückende Hitze zuläßt, als man beydes anderwärts empfindet, und mehrere Vorzüge, welche England, fast möchte ich sagen, vor der ganzen übrigen Welt voraus hat, worunter besonders noch der zu rechnen ist, daß man hier von den unzähligen Gattungen des Ungeziefers, als: Spinnen, Fliegen, Wespen, Horniſſe, Maykäfern u. s. w., wovon man andrer Orten so sehr geplagt wird, hier durchaus nichts weiß. Alle diese Vorzüge würden mich bestimmen (vorausgesetzt, daß ich große Reichthümer besäße, deren man hier, um honnet leben zu können, allerdings mehr als irgendwo bedarf) meine Tage in England zu beschlieſſen, wofern dies nicht von der Nothwendigkeit unter den Engländern zu leben unzertrennlich wäre,

wozu ich mich aber auf keinen Fall entschliessen könnte. Denn was sollte ich unter Menschen anfangen, deren Sprache mir fremd ist? und daß es mir durchaus an Genie gebricht um Sprachen zu erlernen, hierüber glaube ich mich schon hinlänglich geäussert zu haben. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich die Deutsche in ihrem ganzen Umfang und von den übrigen nur so viel in meiner Gewalt hätte, als es bedarf, um in jener wirklich das seyn zu können, was ich durch die Bearbeitung meiner Geschichte doch eigentlich nur quasi bin, nämlich ein Autor. Um aber wieder auf die Engländer zurückzukommen, so glaube ich mit allen Freunden der gesunden Vernunft, daß wir zur Geselligkeit geschaffen sind; daß diese aber nicht eben zu den besondern

Nationaltugenden der Britten gehört, ist längst entschieden; und da der vortreffliche Archenholz in seinem geistreichen Buche über England und Italien die Bemerkung gemacht hat, daß es vielleicht unter seinen Lesern einige geben könne, die nicht englisch gesinnt seyen, und ihn daher für partheyisch halten möchten, so thue ich ihm hiemit das freymüthige Bekenntniß, daß er in mir einen solchen gehabt hat; und ich glaube nunmehr dieses Kapitel nicht passender schliessen zu können, als mit dem, was Wieland in wenigen Zeilen über eben erwähntes Buch an ihn schrieb: „Man beschuldigt Sie in ihrem Buche über England und Italien der Partheylichkeit; ich stimme nicht mit ein; doch glaube ich, daß wenn Sie gewollt hätten, Sie von den Italienern mehr Gu-

tes und von den Engländern mehr Böses hätten sagen können.“

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr ins Vaterland. Eine musikalische Sommerreise von gewöhnlichem Schlage.

Es war am vierzehnten gegen zehn Uhr Vormittags, als wir London verliessen, um uns nach Dover zu begeben; eine Strecke von fünf und siebenzig englischen oder fünfzehn deutschen Meilen, welche wir in dreyzehn Stunden zurücklegten, ungeachtet wir ausser viermaligem Umwechseln der Pferde (welches bey aller Schnelligkeit, womit es in England betrieben wird, doch immer

einige Zeit erfordert) noch durch etwas anders aufgehalten wurden. Wir fuhren nämlich unterwegs von einer Station ab, und mochten ungefähr eine halbe englische Meile zurückgelegt haben, als der Wagen brach. Der Postillion spannt sogleich aus, ritt zurück, kam mit einem andern Fahrzeuge wieder, packte unsre Effekten um, und alles dieses geschah in einem Zeitraum von zehn Minuten. In unserm geliebten Vaterlande hätte der Reisende alle mögliche Ursache sein Glück zu preisen, wenn dergleichen in einer Stunde bewerkstelligt würde. Wir setzten nunmehr unsre Reise fort. Indeß begann es allgemach finster zu werden, wobey uns nicht gar wohl zu Muthe wurde, da bekanntermaßen nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang die Straßen in England

sehr unsicher sind. Auch wurde uns wirklich halt oder stopp (wie es auf englisch heißt) zugerufen. Der Postillion aber, welchem dies eben so wenig als uns entgieng, jagte mit aller möglichen Schnelligkeit davon, und bald erreichten wir zu unserm Glück ein Haus, wo das Weggeld bezahlt werden mußte; und so kamen wir mit dem bloßen Schrecken davon. Ueberhaupt habe ich von besonderm Glück zu sagen, daß ich auf allen meinen Reisen, ungeachtet viele derselben des Nachts geschehen sind, noch nie wirklich von Räubern angegriffen worden bin, und also nicht aus eigner Erfahrung weiß, wie einem in solcher Situation zu Muthe ist. Allein ich gestehe, daß mich bey der bloßen Vorstellung derselben ein Schauder ergreift. Es ist fürwahr keine Kleinigkeit,

von Bösewichtern um das Seinige gebracht, oder wohl gar auf eine so nichtswürdige Art in die andre Welt befördert zu werden. Wahrlich so lange dergleichen Unfug in der Welt noch denkbar ist, hat es die Menschheit noch nicht sehr weit gebracht.

Um elf Uhr kamen wir in Dover an, und bestiegen am fünfzehnten das Paquetboot, um nach Frankreich überzuschiffen. War es mit unsrer ersten Seereise langsam gegangen, so gieng es mit dieser desto schneller: denn um elf Uhr Vormittags hatten wir den Gasthof in Dover noch nicht verlassen, und um drey Uhr Nachmittags waren wir schon in Calais unter Dach. Gewöhnlich braucht man vier volle Stunden zur bloßen Ueberfahrt. Als wir uns auf französischem Grund und Boden befan-

den, machte es einen besondern Eindruck auf uns, Sprache, Lebensart, Religion und — alles wie durch einen Zauberschlag mit einem Male geändert zu finden. Ich habe hier ausdrücklich der Religion mit erwähnt; denn kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als auch schon ein Bettelmönch erschien, der uns einen guten Appetit wünschte, gerade wie es einst dem guten Yorick an eben diesem Ort ergieng, und wovon er in seinen empfindsamen Reisen das Nähere erzählt hat. Am sechszehnten in aller Frühe verliessen wir Calais wieder, und fuhren zu Wasser nach Dünkerken. Diese Art zu reisen war damals in den dortigen Gegenden fast eben so allgemein wie in Holland, nur mit dem Unterschied, daß die Schiffe größer und mit geräumlichern Zimmern versehen waren.

Wir erreichten Dünkerken bey guter Zeit, woselbst wir, nachdem Speise und Trank uns hinlänglich erquickt hatten, gar bald von der bekannten Lagerstätte Besitz nahmen, welche dem Müden Ruhe gewährt, den Schläfrigen zu süssen oder bittern Träumen einladet, dem Unterdrückten seine Leiden auf einige Zeit vergessen macht, dem reichen und mächtigen Unterdrücker hingegen nur dazu dient, je mehr alles um ihn her todt zu seyn scheint, sein folterndes Gewissen mit desto lebhafterer Kraft zu erwecken, damit es die fürchterlichen Bilder seiner Uebelthaten in den scheußlichsten Gestalten vor seine Phantasie stellen, und ihn dadurch noch am härtesten bestrafen möge, daß er des trostreichen Vorsatzes nicht mehr fähig ist, die Fesseln des Lasters abzuwerfen und sich mit den Rosenketten

der Tugend zu umwinden, als wozu er bereits mit der Sünde viel zu vertraut geworden ist. Da wir unsers Theils zu den Müden und Schläfrigen gehörten, so schloß uns Morpheus gar bald in seine Arme. Mich versetzte der Traumgott nach London, und gauckelte mir die frohen Bilder der Vergangenheit vor. Dies wirkte beym Erwachen so lebhaft auf mich, daß ich mir die bittersten Vorwürfe machte, einen Ort, der doch im Grunde mehr zu meinem Vergnügen als zu meinem Vortheil beygetragen hatte, so schnell wieder verlassen zu haben, und ich empfand wirklich eine solche Wehmuth darüber, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Es giebt ein gewisses Gefühl, welches den Menschen, wenn er sich zu sehr davon hinreissen läßt und ihm nicht die starken

Gründe der Vernunft entgegen setzt, höchst unglücklich machen kann. Dies Gefühl besteht nämlich darin, daß das Wohlgefallen an einer Gegend erst dann recht lebhaft wird, wenn man sie bereits mit einer andern vertauscht hat. Das Gute, was man hier findet, ja selbst die augenscheinlichsten Vorzüge, welche der neubetretene Ort vor dem verlassenen hat, übersieht man gänzlich, indem man sich immer nach jenem zurücksehnt. O! spricht man mit Wehmuth bey sich selbst, wie froh, wie glücklich wollte ich seyn, wäre ich nur noch einmal wieder dort, oder wäre es wenigstens hier wie da. Doch kaum ist man ein wenig warm geworden, kaum hat der wohlthätige Balsam der Zeit die Wunden jener Sehnsucht geheilt, so wird man durch Verhältnisse wieder dahin versetzt, woher

man gekommen war. Nun geht das Klagelied von neuem an, und mit eben der Wehmuth wie vorher, ruft man aus, wäre es doch hier wie da! — Genießt also, ihr Menschen, das Gute wo und wie ihr es findet. Kein Land ist in der Welt, welches alle irrdische Vollkommenheiten in sich vereinigt, aber auch keines, das lauter Böses enthält. Drum freuet euch des gegenwärtigen Guten, und denkt an das Vergangene mit Dank, und mit froher Hoffnung es dereinst wieder zu geniessen, zurück; murret aber nicht darüber, daß euch dieser Genuß auf einige Zeit versagt wird.

In Dünkerken gieng mein Vater nebst der Reinstein, welche überhaupt da wo die französische Sprache herrschte, und wir nicht mit Landsleuten zu thun hat-

ten, seine Dolmetscherin war, sie giengen, sage ich, um einige Empfehlungsbriefe abzugeben. Da man ihnen aber sagte, daß Dünkerken nicht der Ort sey, wo es sich für einen reisenden Musiker der Mühe lohne Beweise seiner Kunst abzulegen, so faßten wir den kürzesten Entschluß, welchen ich in solchen Fällen auch immer für den rathsamsten halte, nämlich, wir zogen schnell von dannen, und früh am achtzehnten befanden wir uns bereits wieder auf dem Wasser. Hier war die Einrichtung eben so gut, und in gewisser Hinsicht noch besser als auf den holländischen Treckschüten; denn dort mußte man sich entweder vor der Abreise mit Lebensmitteln versehen, oder unterwegs, wo die Schiffer anhielten, aussteigen und sich im Gasthofe des Orts bedienen lassen. Hier hingegen

war keines von beyden nöthig, da im Schiffe selbst eine so wohlbesetzte Tafel gehalten wurde, als man sie nur immer im besten Gasthof zu finden gewohnt ist. Mit Einbruch des Abends gelangten wir nach Brügge, welches das nächste Ziel unserer Reise war. Hier machten wir am folgenden Tage Bekanntschaft mit einem leidenschaftlichen Musikfreunde, und (was gewöhnlich mit einander geht) sehr gefälligen Mann, Namens Konsum. Er war ein bloßer Liebhaber der Tonkunst, und spielte als solcher die Flöte ziemlich gut. Sein eigentlicher Stand ist mir nicht mehr erinnerlich; wo ich nicht irre, war er entweder ein Kaufmann oder eine Magistratsperson; genug er gehörte zu den angesehnsten Leuten der Stadt, und gab sich alle nur ersinnliche Mühe, um auf meinen

Vortheil zu wirken. Es lag also klar am Tage, daß damals in Brügge wenig Sinn für die Kunst vorhanden war; denn wie hätte sonst wohl das Concert, welches ich am drey und zwanzigsten gab, mehr Musiker als Zuhörer zählen können? — Wir rückten demnach am fünf und zwanzigsten unserm deutschen Vaterlande wieder um einige Meilen näher, und fanden auf dem heutigen Schiffe die Tafel bey weitem prächtiger und reichhaltiger, als wir sie auf dem vorigen gefunden hatten. — Doch es muß meinen Lesern wirklich auffallen, daß ich kürzlich so oft hintereinander des Essens und Trinkens Erwähnung gethan habe, und ich kann es ihnen nicht verargen, wenn sie nach grade anfangen mich für einen ausgemachten Epikuräer zu halten.

Ich wette, (wird vielleicht schon mancher von ihnen gesagt haben) zehne gegen eins, daß sein Begleiter, oder wer sonst seine Geschichte zu Papier gebracht hat, es ihm allemal schon vorher an der Mine ansah, wenn er auf diese Materie kommen würde. Da nun die Rückerinnerung an jedes empfangene Wohl, wohin ich ganz natürlich auch das gute Essen und Trinken besonders rechne, mir Freude verursacht, und da ich leider die Kunst nicht verstehe, meine innern Empfindungen durch ein falsches Minenspiel Lügen zu strafen, so dürfte leicht an jener muthmaßlichen Behauptung etwas wahres seyn. Um jedoch nicht falsch beurtheilt zu werden, so sey mir folgendes zu erinnern vergönnt. Ich spreche mich demnach selbst nicht ganz frey vom Epikurismus, und

würde, wenn ich ein sehr begüterter Mann wäre, zwar nicht übermäßig schwelgen, mir aber auch wahrscheinlich nichts abgehen lassen. Die ausgesuchtesten Speisen, die lieblichsten Getränke würden alsdann Tag für Tag zu meinem Munde eingehn, und vorausgesetzt, daß sie meiner Gesundheit nicht schadeten, daß ich sie bezahlen könnte, und mir demnach ein Nothpfennig übrig bliebe, um hie und da einer verarmten Familie wieder auf die Beine zu helfen; würde ich mich hoffentlich nicht dadurch versündigen. Dessen allem ohngeachtet, glaube ich mich hinlänglich geprüft zu haben, um vor meine Mitmenschen hintreten, und ohne Pralerey behaupten zu können, daß ich, wenn es schlechterdings die Noth erfoderte, wo nicht auf mein ganzes Leben, doch

wenigstens auf einige Zeit, mit Brod und Wasser vorlieb nehmen würde, ohne darüber im mindesten aus meinem Gleichgewicht zu kommen. Der Genuß wohlschmeckender Speisen und Getränke erhöht allerdings die Heiterkeit meines Gemüths um vieles; allein der Mangel daran ist nicht fähig, sie gänzlich daraus zu vertilgen, wofern nur das, was ich erhalte, zureicht, Hunger und Durst zu stillen, und nicht von solcher Beschaffenheit ist, daß es Ekel und Abscheu verursacht, welchem Ungemach man auf Reisen nur zu oft ausgesetzt wird. Mit Einem Wort, wenn es mir in diesem Augenblick frey gestellt würde, entweder ein ganzes Jahr hindurch täglich an einer Tafel, deren dampfende Schüsseln die Lüsternheit mit jedem Athemzuge erhöhten, zu speisen; dafür aber auch

jeden Abend mein Ohr durch die jämmerlichste Verunstaltung einer meisterhaften Composition peinigen zu lassen; oder eben so lange nichts als Brod und Wasser zu geniessen, und eine musikalische Arbeit von mittelmässigem Kunstwerth meisterhaft vortragen zu hören: so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, um nach den letzteren zu greifen. Denn es giebt freylich hienieden so mancherley das mein Gemüth gewaltsam verstimmen kann; und dahin ist hauptsächlich das Anhören einer stümperhaften Musik, keineswegs aber der Mangel an mannigfaltigen Speisen und Getränken zu rechnen. Doch ich kehre nach dieser langen Abschweifung wieder zum Verfolg meiner Reise zurück.

In Gent, wo wir zunächst etwas zu unternehmen gedachten, kam nichts zu

Stande; wir verlieſſen alſo dieſe Stadt am acht und zwanzigſten, und fuhren mit der Poſt nach Brüſſel, wo ich am zwölften July ein Concert gab, welches, der großen Einnahme ohngeachtet, theils des langen Aufenthalts, theils der vielen Koſten wegen, welche es verurſachte, nicht ſehr vortheilhaft für uns ausfiel. Da wo es Sitte iſt im Theater Concert zu geben, wie dies auch hier geſchah, kann freylich der Künſtler auf eine weit größere Einnahme rechnen, als in einem Saale zu erwarten iſt; allein er hat auch dort ungleich mehr Ausgaben als hier. Jenes, weil die Plätze abgeſondert, und die Preiſe verſchieden ſind, mithin jede Menſchenklaſſe theilnehmen kann; dieſes, weil der größere Raum in einem Schauſpielhauſe auch eine ſtärkere Beleuchtung,

und ein zahlreicheres Orchester nöthig macht. Auch wird dort noch so manches erfodert, welches hier gar nicht statt finden kann, als da sind Logen- und Theater-Meister, Kassierer, Billeteinnehmer, Lichtputzer und wie diese dienstbaren Geister sonst noch heissen mögen, welche, da sie mit Fleisch und Bein begabt, und also sichtbar sind, auch ganz natürlich nicht, wie es vor Zeiten die unsichtbaren gemacht haben sollen, den Sterblichen aus bloßer Liebe, sondern allein für gute Bezahlung zu dienen willig sind. Uebrigens wiederfuhr uns in Brüssel nichts Merkwürdiges. Doch da so eben des Theaters gedacht worden ist, so füge ich noch hinzu: daß wir das dortige fast jeden Abend besuchten; was ich jedoch bloß einer Schauspielerin wegen erwähne, welche nach

dem einstimmigen Urtheil des Brüsseler Publikums einzig in ihrer Art war. Nie trat sie auf, ohne mit Jauchzen und Händeklatschen empfangen zu werden, und nie verließ sie die Bühne, ohne von allen Seiten den lautesten Beyfall mit sich zu nehmen. Denjenigen Theil meiner Leser welcher nie die deutschen Grenzen überschritten hat, wird zwar ihr Name schwerlich bekannt seyn. So viel aber ist gewiß, daß er wenigstens zu damaliger Zeit, aller Orten wo die französische Sprache herrscht, zu den berühmtesten gehörte; ich halte es daher nicht für überflüßig, diese große Künstlerin zu nennen. Für mich als einen völlig Unkundigen geziemt es sich freylich nicht über den Werth der Saintval (dies war ihr Name) zu entscheiden, indeß wird man mir wenigstens ver-

gönnen, dasjenige öffentlich zu sagen, was mein natürliches Gefühl mir eingiebt, und Kenner werden es mir hoffentlich verzeihen, wenn der Enthusiasmus mich hier ein wenig zu weit führen sollte. Ich gestehe also frey, daß ich nie eine Schauspielerin gehört habe, welche ich in Hinsicht auf Festigkeit, Fülle und Reinheit der Stimme, Deutlichkeit der Aussprache, und vortrefflichkeit der Deklamation, nur im mindesten mit der Saintval vergleichen könnte. Mit einem Wort, diese ächte Tochter der Melpomena wußte sich durch ihr meisterhaftes Spiel jede menschliche Gemüthsbewegung unterthan zu machen, und wäre die genannte Schutzgöttin in sichtbarer Gestalt vom Olymp herab auf das Brüsseler Theater gestiegen, sie hätte sich nicht enthalten können, im Ange-

sicht der Menge sie schwesterlich zu umarmen, und laut auszurufen: Diese allein ist würdig, im Amte, welches ich Jahrtausende hindurch treulich verwaltet habe, und nunmehr mit Freuden niederlege, meine Nachfolgerin zu seyn. Hier (höre ich manchen meiner Leser sagen) ertappen wir den Biographen auf einen gewaltigen Widerspruch. Im ersten Theil seiner Geschichte bemerkt er ziemlich weitläufig, daß er nie ein Trauerspiel besuchte, und überhaupt kein Freund desselben sey, und hier ergießt er sich fast mit eben der Weitschweifigkeit, zum Lobe einer Schauspielerin, die er doch nur in solchen gehört haben oder wenigstens nur hierin für groß halten kann, welches letztere schon daraus hervor geht, daß er der Muse Melpomene ein so großes Kompliment auf sie in den Mund

legt. Gut, meine Herren, bis jetzt haben Sie ihrerseits das vollkommenste Recht so zu urtheilen; allein ich hoffe den scheinbaren Widerspruch mit wenigen Worten zu heben. Wenn ich im ersten Theil gesagt habe, daß ich nie ein Trauerspiel besuche, so heißt dies noch keineswegs, daß ich nie dergleichen besucht habe. Ich hatte also nur die Gegenwart, nicht die Vergangenheit im Auge; denn zur Zeit, da ich mich in Brüssel befand, wußte ich vom Trauerspiele nichts weiter, als daß etwan die Hauptpersonen desselben entweder durch andere, oder durch sich selbst ins ewige Leben befördert werden, und von den Affekten, welche es erregen soll, verstand ich ohngefähr so viel, als mancher unserer heutigen Componisten von

der Behandlung des Septimen-Accords (*).

Am vierzehnten verlieſſen wir Brüſſel, und nahmen unſern Weg auf Mecheln, von wo wir am ſechzehnten nach Antwerpen giengen. In keiner dieſer beyden Städte war etwas für uns zu unternehmen; ich ſage alſo weiter nichts davon, wie ich es denn auch ins künftige mit jedem Ort, wo es uns auf ähnliche Weiſe ergieng, machen, und mich in keine weitläufigen Bemerkungen über die Urſachen einlaſſen werde, wenn nämlich keine außerordentliche ſtatt fanden, oder uns ſonſt nichts Erzählenswerthes an einem ſolchen Orte

(*) Wenn dieß buchſtäblich gelten ſollte, ſo hätte ſich die Dame Saintval eben nicht viel auf das ihr ſo eben ertheilte überſchwängliche Lob einzubilden. W.

begegnet ist. Denn die gewöhnlichen Gründe, warum es einem reisenden Tonkünstler in einer Stadt gänzlich fehl schlägt, laufen fast immer auf folgende Thatsachen hinaus. Man kommt an; man geht seine Empfehlungs-Briefe abzugeben, findet die Herren oder Damen, an die sie gerichtet sind, entweder nicht daheim, oder, wenn man sie trift, so halten sie einen mit leeren Versprechungen hin, oder rathen, unter dem Vorwand daß hier kein Sinn für die Kunst sey, wohl ganz und gar ab etwas anzufangen; was unstreitig besser ist als jenes; denn so weiß man doch gleich woran man ist, und kann entweder aufs Gerathewohl etwas unternehmen, oder seinen Wanderstab weiter setzen; welches letztere ich, da wo man noch nie gewesen ist und keinen ächten

Unterstützer findet, für das Rathsamste halte. Allem, was jedoch in diese Materie einschlägt, werde ich noch ein besonderes Kapitel widmen, um meine Gedanken weitläufiger darüber auseinander setzen zu können.

Wir kehrten demnach am ein und zwanzigsten mit der Post wieder nach Mecheln zurück, und reisten von da zu Schiffe nach Löwen, wo wir am Abend eintrafen. Hier war zur Zeit die Universität, welche nachher durch die Revolution gänzlich vernichtet worden ist, noch in einem sehr blühenden Zustande. Dies gab uns gegründete Hoffnung, daß unser Geschäft gut von statten gehen werde; auch entsprach der Erfolg unserer Erwartung, indem beyde Concerte, von denen ich daselbst das erste am fünf und zwanzigsten, und das zweyte am

acht und zwanzigsten gab, sehr vortheil-
haft ausfielen. Eine Bemerkung, die
ich zwar schon mehrmals gemacht habe,
muß ich dennoch wiederholen, indem
ich in Löwen die Wahrheit derselben
aufs neue bestätigt fand. Es ist näm-
lich die, daß der Künstler fast aller
Orten, wo ihm die Glücksgöttin günstig
ist, einer Aufnahme theilhaftig wird,
deren er sich, wenn ihm anders die Ge-
fühle der Dankbarkeit nicht durchaus
fremd sind, sein ganzes Leben hindurch
mit Freuden erinnert. Noch eine andere
Bemerkung, welche ich im zwey und
zwanzigsten Kapitel des ersten Theils,
wo vom Einfluß der Jahrszeiten auf
die Musik geredet worden ist, beyzubrin-
gen vergessen habe, muß ich hinzufügen,
und da ich mich überdies gerade in einer
Universität befinde, so steht sie, wie ich

glaube, auch hier nicht am unrechten Ort. Ich behaupte nämlich, daß die Sammelplätze der Musensöhne, besonders mit zu denen Städten gehören, welche reisenden Musikern zur Zeit des Sommers mehr Vortheil gewähren als im Winter; indem, während der letztgenannten Periode, stehende Concerte, Schauspiele, Bälle, Redouten, Schlittenfahrten und dergleichen, die Beutel der Studierenden dermaßen in Beschlag nehmen, daß für einen reisenden Virtuosen nicht viel darin übrig bleibt. Ist indeß ein Künstler gesonnen, eine Universität zu besuchen, so erkundige er sich zuvor sorgfältig, ob nicht etwan Ferien sind; denn während dieser Zeit ist, wegen Abwesenheit der meisten, wenig oder gar nichts für ihn zu hoffen. Es versteht sich jedoch, daß ich nur von

solchen Universitäten rede, wo der Student den Ton angiebt, wie dies hauptsächlich in Göttingen, Jena und Halle, nicht aber in Leipzig der Fall ist. Doch wie, sowohl im Wortverstande als im bildlichen Sinne genommen, auf Regen Sonnenschein folgt, so verhält es sich auch hier; indem nach Endigung der Ferien gerade der vortheilhafteste Zeitpunkt für den Künstler eintritt, weil die Bursche wieder mit neuen Mutterpfennigen beladen nach dem Sitz der Musen zurückgekehrt sind.

Am dreyßigsten reisten wir von Löwen ab, übernachteten in Lüttich, und kamen am ein und dreyßigsten gegen die Mittagszeit in Spaa an, wohin mich jedoch nichts, als blinder Gehorsam, meinem Vater folgen hieß. Denn mein Wille war es durchaus nicht, einen Ort

nochmals zu betreten, wo es mir schon einmal, aus mehrern Gründen, die zur Zeit noch immer statt fanden, und von welchen ich nur den wichtigsten anführen will, gänzlich mißglückt war. Mehr als irgendwo herrscht bekanntermassen in den Gesundbrunnen, hauptsächlich aber in Spaa, das leidige Hasardspiel, und daß neben diesem keine solide Vergnügung, mithin auch die Musik nicht leicht ihr Fortkommen findet, ist eine ausgemachte Wahrheit. Diese Bemerkung hätte ich jedoch füglich weglassen können, würde es gethan haben, wenn der Plan, den ich mir gleich Anfangs vorgezeichnet, es nicht mit sich brächte, keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehn zu lassen, um der Welt meine gesammelten Erfahrungen mitzutheilen; unter welchen dann auch die, daß der

kindliche Gehorsam bisweilen sehr übertrieben werden kann, eine der wichtigsten ist. Denn wirklich ist allzu große Nachgiebigkeit der Kinder gegen Eltern oftmals für jene von eben so schlimmen Folgen, als es der halsstarrigste Ungehorsam nur immer seyn kann. So verderblich auch die Grundsätze des Ardinghello im ganzen wirklich sind, — denn ich bin weit entfernt zu läugnen, daß dieses geistreiche Buch, mit allen seinen vortrefflichen Eigenschaften, mit all dem Schönen und Nützlichen, welches besonders Maler für ihre Kunst daraus schöpfen können, und bey dem unvergleichlichen Reiz seines Styls, dennoch ein moralisches Gift enthält, das um so schädlicher ist, je leichter es zu Herzen dringt; wiewohl man unrecht thun würde, wenn man

gradezu behaupten wollte, daß die gefährlichen Grundsätze dieses Buchs auch die seines Verfassers wären: denn er äußert sie nicht selbst, sondern legt sie seinen handelnden Personen, zu deren Schauplatz er weislich Italien gewählt hat, in den Mund; es werden uns Menschen dargestellt, die ihrem National-Charakter gemäß der Wollust fröhnen, und von Gift und Dolch mit einer Gleichgültigkeit reden, über die der arglose Deutsche, bey welchem Mordthaten nicht zur Tagesordnung gehören, billig erstaunen muß; wie es denn überhaupt dem Verfasser allerdings zum großen Vorwurf gereicht, daß er uns das Laster bloß von der anlockenden Seite dargestellt hat. — So unmoralisch also auch immer manche Sentiments in eben erwähntem Buche seyn mögen, so bin

ich doch sehr geneigt, einer der darin vorkommenden Behauptungen das Wort zu reden. Es ist nämlich diese, daß der Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, dem Verstande nachstehen müsse. Ich meines Theils kann mit völliger Gewißheit sagen, daß ich mich oftmals besser befunden hätte, wenn ich weniger nachgiebig gewesen wäre. Seit der Zeit, da ich anfieng mit meinen beyden dermaligen Begleitern die Welt zu durchstreifen, besserten sich meine ökonomischen Verhältnisse um ein Merkliches; wovon der hauptsächlichste Grund wohl darin bestand, daß unsere Geschäfte mit Pünktlichkeit betrieben und unsere Reisepläne nach Gründen der gesunden Vernunft berechnet wurden; da hingegen zuvor bey jenen mit Saumseligkeit zu Werke geschritten ward, und diese von Leiden-

schaften, Vorurtheilen und falscher Anhänglichkeit oder Abneigung abhiengen.

In Spaa erfuhren wir sogleich, daß sich unter den Brunnengästen auch der bereits in diesem Theil erwähnte Baron Back aus Paris befinde. Zu diesem verfügte sich mein Vater den Tag nach unsrer Ankunft, und ward von ihm mit vieler Artigkeit empfangen. Ich halte (versetzte er) alle Vormittage in meiner Wohnung ein Concert, welches verschiedene Herren und Damen mit ihrer Gegenwart beehren; wollen Sie nebst Ihrem Sohne Theil daran nehmen, so wird es mir sehr angenehm seyn. Es versteht sich, daß wir, so oft es sich thun ließ, von diesem Anerbieten Gebrauch machten, welches uns jedoch allemal in die größte Verlegenheit setzte, indem bisweilen viel Anstrengung dazu gehörte,

um nicht lautauf zu lachen. Doch da der Leser bereits die Schilderung kennt, welche uns Danner in Straßburg von diesem musikalischen Sonderling durch Worte und Töne gemacht hatte, so brauche ich nichts weiter hinzuzusetzen, als daß wir das Original diesem Porträt vollkommen gleich fanden. Nur dies eine muß ich noch bemerken, daß der mehrgenannte Baron nicht nach Art wirklicher Künstler mit dem Lobe zufrieden war, so man ihm freywillig darbrachte. Kaum hatten wir zum ersten Male sein Spiel gehört, als er sogleich meinen Vater fragte, wie er es finde? Ich meines Orts freute mich sehr, daß diese Frage nicht geradezu an mich gerichtet war, indem ich damals nicht Geistesgegenwart genug besaß, um der Antwort eine Wendung zu geben, wo-

durch weder die Weltklugheit verloren hätte, noch der Wahrheit zu nahe geschehen wäre. So unklug es auch in meinen Augen gehandelt seyn würde, einem Dilettanten, der ein Stümper wäre, gerade ins Gesicht zu sagen, daß er ein solcher sey, eben so wenig würde ich es über mich erhalten können, ihm ein unzweydeutiges Lob zu ertheilen. Mein Vater hingegen, der in diesem Punkt weniger gewissenhaft dachte, erhob, so oft es sich nur thun ließ, die große Geschicklichkeit des Herrn Barons, weil er dessen Protektion dadurch zu erhalten hoffte, mit der es aber (wie der Erfolg deutlich bewies) nicht viel auf sich hatte. Ich habe bereits gesagt, daß der Baron Back auch Componist war, oder wenigstens seyn wollte. Dies hätte nun zwar immer noch hingehen können,

wenn ihn nur der Selbstdünkel nicht so weit getrieben hätte, seine Machwerke der Welt mitzutheilen. So hatte er unter andern sechs Symphonien stechen lassen, und sie dem Könige von Preussen zugeeignet. Als ich mich im April 1798 zu Glatz in einer Gesellschaft aufgeweckter Köpfe befand, machte ich, da gerade von Sinngedichten die Rede war, ein solches unter dem Titel Herr Netz. So gewiß ich auch meine Leser versichern kann, daß ich bey Verfertigung desselben an keinen wirklich existirenden dachte, so scheint es mir doch auf den Baron Back so passend zu seyn, als ob ich ihn dabey im Auge gehabt hätte. Es mag demnach als Ausnahme von der chronologischen Ordnung hier folgen:

„Es wundern viele sich, daß man Herr Netzen
„Als einen Componisten preist!

„Mich wundert's nicht, denn komponiren heißt „Ja eigentlich zusammensetzen."

Ungefähr ein Jahr nach meiner Bekanntschaft mit dem Baron Back segnete dieser das Zeitliche; und ob ich meinerseits schon nicht Willens bin, wenn mir dereinst ein Gleiches widerfahren ist, aus der Quelle der Vergessenheit zu trinken, so wünsche ich dennoch, daß er gleich bey seiner Ankunft im Elisium einen recht herzhaften Zug möge daraus gethan haben, um nur die Freude der Seligen nicht durch seine Mißtöne stören zu können.

In Spaa gab es damals so viele fremde Virtuosen, daß wir uns genöthigt sahen, mit einem derselben in Compagnie zu treten, welcher ein geborner Italiener und ein ziemlich guter Violinspieler und Componist war. Als Mensch

wird man ihn sogleich näher kennen lernen. Wir waren mit Herrn Aldei (so nannte er sich) übereingekommen, zwey Concerte gemeinschaftlich zu geben; als aber das erste, welches am fünften August vor sich gieng, sehr dürftig ausfiel, zog er andre Saiten auf, und gab zu erkennen, daß er uns zwar den ganzen Ueberschuß der Einnahme lasse, aber auch nichts weiter mit uns zu schaffen haben wolle. Man glaube indeß nicht, daß sein Verfahren eben so uneigennützig als wortbrüchig gewesen sey, indem es sich nach Abzug der Kosten kaum der Mühe gelohnt hätte, den Rest zu theilen. Mein Vater, natürlicher Weise aufgebracht über diese Aeusserung, erwiederte sogleich, daß der, welcher sein Wort nicht halte, ein schlechter Mensch sey. Die Reinstein (welche, da Signor

Aldei kein Deutsch verstand, den Dolmetscher machte) übersetzte ihm dies wörtlich, wobey auch sie nicht ermangelte, ihm, zwar in französischer Sprache, aber dennoch deutsch, das heißt in derben Ausdrücken, ihre eigne Meynung zu verstehen zu geben. Mein Vater, der es endlich müde ward sich länger mit diesem Menschen herumzuzanken, nahm mich beym Arm, und sagte im Vorübergehen halb französisch halb deutsch zu ihm: Monsieur vous êtes un Windbeutel, und hiemit waren wir geschiedene Leute. Indeß sehe ich mich genöthigt, den Baron Back nochmals in Erwähnung zu bringen, weil uns durch ihn eine Art von Genugthuung gegen die Treulosigkeit des vorgenannten Italieners widerfuhr. Denn kaum hatte er Nachricht davon bekommen, so ließ er

ihm sagen, er solle sich nicht unterste-
hen seine Wohnung ferner zu betreten,
da er so schlecht an den Dülons gehan-
delt habe. Am zwölften gab ich ein Con-
cert für mich allein, welches aber zu
den erbärmlichsten gehörte, deren ich mich
zu erinnern weiß. Mit Einem Wort,
der Aufenthalt in Spaa hatte in keiner
Hinsicht etwas Angenehmes für mich,
und wenn Geld eine Krankheit zu nen-
nen wäre, so hätten wir wohl keinen
heilsamern Gesundbrunnen für uns fin-
den können als diesen, indem uns kaum
noch so viel übrig blieb, als nöthig war
um weiter zu reisen, welches dann auch,
dem Himmel sey Dank! am fünfzehnten
geschah. Wir fuhren zu Lande bis Lüt-
tich, wo wir ein Schiff bestiegen und
gegen die Dämmerung in Mastricht an-
kamen. In dieser Stadt gab ich am

zwanzigsten ein Concert, in welchem man mich zu einem zweyten aufforderte. Doch da der Zettel, den wir in der Stadt herumschickten, nur von wenigen unterzeichnet wurde, so liessen wir es dabey bewenden, und reisten am sieben und zwanzigsten nach Achen und am dreyssigsten von da nach Cöln. Hier war es, als wir im Gasthofe anlangten, gerade Zeit zum Abendessen, und da wir einstweilen im Gastzimmer abgetreten waren und Gesellschaft daselbst fanden, so entschloßen wir uns an der allgemeinen Tafel Platz zu nehmen. Ich erwähne dieses Umstandes blos des patriotischen Vergnügens halber, welches ich empfand, meine Mutterspracheder allgemein reden zu hören; ein Vergnügen, das um so größer war, je länger ich es hatte entbehren müssen. Denn

in Achen, obschon diese Stadt mit zu Deutschland gerechnet wird, weiß man in dieser Hinsicht doch noch nicht recht wo man zu Hause gehört, indem daselbst unter Leuten von Bildung mehr franzö-sisch als deutsch gesprochen wird.

Dreyzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Cöln und Münster. Abreise von da. Eine Schilderung, dergleichen man häufig in Romanen anzutreffen pflegt. Seltenes Beyspiel von der Macht der Tonkunst. Ich werde in die christliche Gemeine aufgenommen. Meine Gedanken über diesen Gegenstand. Rückkehr nach Hildesheim und Hannover.

In Cöln trug sich weiter nichts Erhebliches mit uns zu, als daß wir den schon genannten Musikus Leveque noch daselbst vorfanden, worüber wir uns herzlich freuten, und das gegenseitige Freundschafts-Bündniß immer enger

knüpften, so daß kein Tag vergieng, an welchem wir nicht beysammen waren. Mit Einem Wort, unsere Vertraulichkeit gegen einander war so fest und innig, als ob wir Brüder gewesen wären, welches wir denn auch, wenn gleich nicht von Seiten des Bluts, doch gewiß von Seiten der Harmonie in und ausserhalb der Musik wirklich waren; einige kleine Zwistigkeit abgerechnet, welche bisweilen zwischen ihm und meinem Vater vorfielen, weil auch letzterer von der Schwachheit, leicht etwas übel aufzunehmen, nicht ganz frey zu sprechen war. Allein diese Dissonanzen waren nie von langer Dauer, und ihre Auflösung war jedesmal harmonisch richtig. Am siebenten September gab ich in Cöln Concert, und da mein Vater bereits erfahren hatte, daß man

mich zu Mühlheim am Rhein, welches eine Stunde von Cöln entfernt liegt, zu hören wünsche, so ward auch dort ein solches veranstaltet, und auf den funfzehnten festgesetzt. Kaum hatten wir demnach an diesem Tage das Mittagsmahl eingenommen, als wir einen Kahn bestiegen und den Rhein bis Mühlheim hinunterfuhren, wohin wir (da es in diesem Städtchen an der gehörigen Begleitung mangelte) ausser unserm mehrgenannten Freunde noch einige Musiker aus Cöln mit uns nahmen. Sobald das Concert geendigt war, kehrten wir nach dem Gasthofe, wo wir abgetreten waren, zurück, vollbrachten den Rest des Abends in der Gesellschaft unserer Cölnischen Kunstgenossen sehr vergnügt, schliefen die Nacht ruhig, und traten am folgenden Morgen unsern Rückweg

nach Cöln an, welchen wir theils der Schönheit des Wetters, theils der Langsamkeit und Beschwerlichkeit wegen, womit bekanntermaßen das Strohmaufwärtsfahren auf dem Rhein verbunden ist, zu Fuße machten, und in kurzer Zeit vollendeten.

Am zwanzigsten setzten wir unsere Reise bis Düsseldorf fort, von wo wir am ein und zwanzigsten nach Dorsten giengen, und am zwey und zwanzigsten Abends gegen neun Uhr in Münster anlangten. Hier gab ich am acht und zwanzigsten ein Concert, welches von ziemlich guter Beschaffenheit war. Das zweyte hingegen, das auf den dritten Oktober fiel, gerieth desto schlechter. Auch gaben die Zuhörer einen augenscheinlichen Beweis, daß sie einsahen, wie unangenehm es dem Künst-

ler seyn müsse, einen leeren Saal, oder (um mich, da in Münster die Concerte im Theater gegeben werden, angemessener auszudrücken) ein leeres Haus zu haben. Sobald nämlich der erste Theil des Concerts geendigt war, giengen die sämtlichen Zuhörer, als ob sie es mit einander verabredet hätten, nach Hause, indem sie zu verstehen gaben, daß dasjenige, was sie bereits gehört, für eine so geringe Einnahme schon mehr als hinreichend sey. Daß das Münsterische Publikum die Musik zu schätzen weiß, davon habe ich nach der Zeit mehr als einmal Erfahrung gemacht; auch müssen es auser mir noch viele bezeugen, die sich daselbst hören ließen. Es war also nicht Mangel an Kunstsinn, weswegen mein zweytes Concert so sehr mißglückte; der Grund lag

sic!

vielmehr darin, daß das Publikum nicht gehörige Kunde von der Sache bekommen hatte. Ob nun bloße Nachläßigkeit der Zettelträger, oder das tausendköpfige Ungeheuer, Kabale genannt, die Schuld davon trug, lasse ich dahin gestellt seyn; genug, es verhielt sich so. Die wichtigsten Tonkünstler, deren Bekanntschaft ich hier machte, wären erstlich, der Kapellmeister Martelli, ein vorzüglich guter Orchester-Geiger, welcher aber dermalen längst vom Schauplatz der Welt abgetreten ist. Zweytens, die Gebrüder Romberg, deren Söhne weit und breit als talentvolle Künstler, sowohl in praktischer als theoretischer Hinsicht bekannt sind; wie ich theils aus musikalischen Schriften, theils aus oftmaliger mündlicher Versicherung von Sachverständigen weiß.

Denn ein eigenes Urtheil kann ich nicht über sie fällen, da ich weder sie noch einiges von ihren Werken zu hören Gelegenheit hatte. Was aber ihre Väter betrift, so bezeugten sie sich nicht nur diesmal, sondern so oft ich in Münster war, äußerst gefällig gegen mich. Auch kann ein fremder Künstler daselbst leicht zu etwas gelangen, wenn er sie zu Freunden hat; im entgegengesetzten Fall aber hält es äußerst schwer, ja es ist fast unmöglich, indem sie in Münster ausschließlich den musikalischen Ton angeben, und man sie hier allgemein für diejenigen anerkannt hat, welche Künstler am richtigsten zu beurtheilen wissen, und dies mit Recht.

Am siebenten setzten wir unsern Weg weiter fort, und zwar auf dem Postwagen. Unsere Reisefährten — denn da

es so viele Romane giebt, worin der Held seinen Lesern ein Galleriegemälde von Personen darstellt, in deren Gesellschaft er seinen bisherigen Wirkungskreis verläßt, um ihn mit einem andern zu vertauschen, so wird hoffentlich Niemand was dagegen haben, wenn ein Erzähler wahrer Begebenheiten ein gleiches thut — Unsere Reisegefährten also waren erstlich ein Intendant Namens Boniot, dessen Bekanntschaft uns doppelt erfreulich war; theils weil er die vortheilhafteste Aussenseite mit dem liebenswürdigsten Charakter in sich vereinigte; theils weil er in Osnabrück, wohin zunächst unsere Reise gieng, wohnhaft war. Zweytens ein Franzose, welcher sich Duchasseau nannte, und wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, in Kopenhagen als Kaufmann ansäßig

war. Diese beyden wackern Männer hatten sich kurz zuvor in Münster kennen lernen, und wurden gar bald die intimsten Freunde, welches sie zur Zeit da wir mit ihnen auf dem Postwagen zusammen trafen, bereits waren. Ich erwähne dieses Umstandes bloß, um in denen die dies noch nicht aus eigner Erfahrung wissen, eine Vorstellung zu erwecken, wie angenehm es seyn müsse, in Gesellschaft zweyer Menschen zu reisen, die durch das geheime Band der Sympathie an einander gekettet sind, und deren reine Freundschaft sich auf Gleichheit der Gesinnungen gründet. Zu solchen Menschen fühlt man sich schon bey der ersten Bekanntschaft hingerissen, und betrachtet sich im Geist für denjenigen, welcher das Kleeblatt vollzählig macht. Eine süße Hoffnung, die gar

oft durch gegenseitige Mittheilung bald in die erfreulichste Gewißheit übergeht. Freylich kann man hier nicht genug auf seiner Huth seyn, und so mancher Redliche, der in die grosse Welt trat ohne die gehörige Erfahrung mitzubringen, wurde durch allzufrühe Vertraulichkeit ins Unglück gestürzt. Denn leider fehlt es nicht an Beyspielen, daß schlaue Betrüger, welche den Menschen studiert hatten, die Welt durchzogen sind, um durch Vorspiegelungen gegenseitiger Freundschaft unerfahrne Jünglinge, an denen sie sogleich merkten daß sie dieser schönen Leidenschaft im reinsten und erhabensten Sinn empfänglich waren, an sich zu ketten, und sie alsdann desto sicherer von Stufe zu Stufe dem Laster, mithin auch dem Elende zuzuführen, und wenn sie für ihren Vortheil nicht

mehr brauchbar waren, darin stecken zu lassen. Wer indeß einigermaßen den Menschen kennt, weiß hier sogleich wo er zu Hause gehört. Er prüft genau bevor er sich hingiebt, um letzteres mit desto größerer Zuversicht thun zu können. Von den beyden Reisegefährten, welche ich hier aufgestellt habe, füge ich nichts weiter hinzu, als daß sie durch geistreiche und herzerhebende Gespräche sich und uns den Weg auf die angenehmste und lehrreichste Art verkürzten. Die dritte Person, welche sich noch in der Gesellschaft befand, war die Frau eines Tanzmeisters. Ihren Namen muß ich verschweigen, indem es mir Unrecht scheint, Menschen öffentlich zu nennen, von denen man nicht entweder irgend eine gute Eigenschaft oder eine erweisliche Niederträchtigkeit zu sagen hat.

Daß hier aber keines von beyden der Fall war, sondern daß ich blos die Absicht habe meine Leser zu belustigen, werden sie sogleich näher hören. Die eben erwähnte Frau Tanzmeisterin also hatte trotz des angenehmen und heitern Wetters einen Mantel um; sobald sich aber die Witterung änderte und es anfieng zu regnen, flugs nahm sie ihren Mantel ab, und verbarg ihn sorgfältig, damit er ja nicht naß werden möchte. Hierüber gab natürlicher Weise jeder seine Verwunderung zu erkennen, allein sie versicherte, daß sie diesen Mantel bereits funfzehn Jahre besitze, ohne daß jemals ein Tropfen Regen darauf gekommen sey. Um indeß noch eine Anekdote von ihr zum besten zu geben, muß ich zuvor bemerken, daß sie einen kleinen Hund auf dem Schoße trug,

Wir wurden umgeworfen, oder, um mich richtiger auszudrücken, der Wagen legte sich ganz langsam auf die Seite, so daß dabey an keine Gefahr zu denken war, und wir nichts zu thun nöthig hatten als herauszusteigen, damit das Fahrzeug wieder aufgerichtet werden konnte. Wir übrigen thaten dies, ohne ein Wort dabey zu verlieren. Die vorerwähnte Frau hingegen hob ihren Hund in die Höhe, und schrie aus Leibeskräften in ächt westphälischer Mundart: Ach! mien Hündke, mien Hündke! Daß dies nicht wenig zu unserer Belustigung beitrug läßt sich denken, und wollte der Himmel, daß es beym Umwerfen eines Fahrzeuges nie schlimmer zugegangen wäre als hier, so würden einige tausend Beyspiele weniger von gebrochenen Armen, Beinen und Hälsen seyn,

als deren leider vorhanden sind. Mit einem Wort, diese kurze Reise war, trotz des schlechten Weges worin der westphälische Kreis mit jedem andern des deutschen Reichs wetteifert, eine der angenehmsten für mich. Wir übernachteten in Längrich, einem großen Flecken, und trafen am achten Vormittags in Osnabrück ein. Hier übernahm es noch am nämlichen Tage der wackere Boniot, meinen Vater beym Justizrath Möser, an den wir empfohlen waren, einzuführen. Es ward sogleich der Plan zu einem Concert verabredet, und beyde nahmen sich der Sache mit so vieler Thätigkeit an, als nur immer von Kunst- und Menschen-Freunden zu erwarten ist. Es war also leicht vorzaus zu sehen, daß das Concert, wel-

ches ich am zwölften gab, sehr ansehnlich werden mußte.

Hier ereignete sich ein Vorfall den ich nicht unterdrücken darf, da er, wie ich fest überzeugt bin, sehr geschickt ist die Allgemalt der Tonkunst in ein helles Licht zu setzen. Bevor ich ihn aber dem geneigten Leser mittheile, muß ich die Bemerkung machen, daß sich die Reinstein nicht im Saale, sondern bey der Kasse befand, um das Geld einzunehmen; ein Geschäft, welchem sie sich, so lange sie meine Begleiterin ist, unterzogen hat und noch unterzieht. Es geht ihr hierin nicht, wie so manchen, deren Begriffe von Ehre und Schande eben so verschroben sind, als von hundert andern Gegenständen des menschlichen Wissens und Glaubens. Diese denken nämlich Wunder wie nachtheilig es ihrer

Ehre sey, ein Amt selbst zu verrichten, zu welchem insgemein nur Menschen aus der geringern Klasse angewiesen werden. O! wenn sie doch dieses Vorurtheil ablegten, und bedächten, daß man in den meisten Fällen nur mehr als zu sehr verlassen ist, wenn man sich auf die Ehrlichkeit fremder Miethlinge verläßt. Wenn sie dies zu Herzen nähmen, sie würden wahrlich nicht desto schlimmer dabey fahren. Genug die Reinstein befand sich am Eingang, und das Concert hatte bereits seinen Anfang genommen, als der Justiz-Rath Möser erschien, und sie fragte: ob es zahlreich sey? Bey Ihrer gütigen Bemühung (erwiederte sie) konnte man es wohl nicht anders vermuthen. Es freut mich sehr (versetzte er) daß es mir einigermaßen gelungen ist etwas zur Unter-

stützung der Kunst beyzutragen; um so mehr aber bedaure ich, daß es mir selbst nicht vergönnt ist, den Künstler zu hören. Denn so ein leidenschaftlicher Freund der Musik ich auch bin, so werde ich, wenn sie von guter Art ist, dermaßen durch sie erschüttert, daß ich ohne Gefahr nicht lange dabey verweilen kann. Kaum hatte er diese wenigen Worte gesagt, als sich auch schon die Spuren ihrer Wahrheit deutlich zu erkennen gaben. Eine Todtenbläße verbreitete sich über sein Gesicht, er sank ohnmächtig nieder und mußte nach Hause gebracht werden. *) Von diesem würdigen

*) Mich dünkt dieser Vorfall bewies nicht sowohl für die Allgewalt der Tonkunst als für eine sonderbare, idiosynkratische Reizbarkeit der Nerven, oder wenigstens des Gehörnervens des Herrn Mösers; denn

Mann, weiß ich übrigens nichts mehr hinzuzusetzen, als daß er sich bereits seit vielen Jahren an einem Orte befindet, wo es ihm hoffentlich vergönnt ist, den Gesang der Sphären zu vernehmen, ohne von irgend einer andern Empfindung als Freude und Wonne hingerissen zu werden.

Am dreyzehnten Nachmittags um drey Uhr fuhren wir mit Extrapost von Osnabrück ab, und am vierzehnten Abends um neun Uhr hatten wir den Weg bis Hanover, welcher funfzehn Meilen beträgt, glücklich vollendet; wobey ich jedoch anmerken muß, daß wir auf keiner Station länger verweilten, als nöthig

sonst müßte diese Musik wenigstens auf eine beträchtliche Anzahl der übrigen Zuhörer die nämliche Wirkung gethan haben.

W.

war um die Pferde wechseln. Hieraus kann man ohngefähr abnehmen, wie wenig noch in verschiedenen Gegenden des deutschen Reichs für das schnelle Fortkommen der Reisenden gesorgt ist. In Hanover trug sich mit uns diesmal nichts Merkwürdiges zu, als daß ich am ein und zwanzigsten Concert gab. Am vier und zwanzigsten reisten wir nach Hildesheim, wo sich ebenfalls nichts Erhebliches begab, als daß am dreyßigsten ein Gleiches geschah, welches jedoch nicht sehr erheblich war. Wir setzten also am ersten November unsere Reise bis Eimbeck fort, langten am folgenden Vormittag in Göttingen an, woselbst sich für diesmal in musikalischer Hinsicht nichts Erzählenswerthes mit mir zutrug, als daß ich am vierzehnten und zwey und zwanzigsten Concert gab.

Nunmehr glaubte mein Vater mit Recht, daß es bereits die höchste Zeit sey, mich in die christliche und zwar in die reformierte Gemeinde, zu welcher er sich bekannte, aufnehmen zu lassen. Der nunmehr längst verstorbene Professor Kulenkamp übernahm es, mich im Christenthum zu unterweisen, welches denn auch gar leicht und schnell von statten gieng. Denn erstlich waren mir die nöthigsten Vorkenntnisse desselben schon in früher Jugend beygebracht worden, und zweytens hatte ich es hier mit einem Manne zu thun, der nicht (nach Art vieler seiner Herren Amtsbrüder, denen die Religion mehr Sache des Gedächtnisses als des Herzens zu seyn scheint) mich mit Erlernung unzähliger Sprüche hinhielt, sondern sich blos darauf einschränkte, mir mündlich

dasjenige beyzubringen, was die Kirche zu glauben festgesetzt hat, und es so viel als möglich mit Vernunftgründen zu unterstützen. Ueberhaupt muß ich es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er nicht lange bey dogmatischen Lehrsätzen verweilte, sondern bald zu demjenigen übergieng, was schlechterdings jeder, zu welcher Religion und Kirche er sich bekennen mag, zu glauben nöthig hat, wofern es ihm unter allen Umständen des Erdenlebens um wahre Glückseligkeit zu thun ist; ich meyne die Lehre von Gott und Unsterblichkeit, von welcher letzteren er mir noch besonders sagte, daß sie zwar schon längst vor Christi Geburt von vielen Weltweisen behauptet, und von den Völkern geglaubt worden sey: indeß habe doch erst der göttliche Stifter des Christenthums durch Lehre

und Beyspiel den stärksten Beweis dafür gegeben, oder wie man mit wenigen Worten sage, sie ans Licht gebracht u. s. w. Als ich auf diese Weise drey Stunden seines Unterrichts genossen hatte, empfieng ich mit meinem Vater und der Reinstein am sechs und zwanzigsten das Abendmahl aus seiner Hand. 26. XI 1796.

Hier sey es mir jedoch vergönnt, den Faden meiner Geschichte ein wenig bey Seite zu legen, um die Resultate meines Nachdenkens über diesen allerdings sehr wichtigen Gegenstand mitzutheilen. Zuvor aber muß ich (was ich noch bey keiner andern Gelegenheit gethan habe) die geneigten Leser inständigst bitten, dieses Raisonnement nicht zu überhüpfen, indem ich auf das Wort eines ehrlichen Mannes versichern kann, daß Niemand, er sey übrigens Orthodox

oder Heterodox, etwas Anstößiges darin finden wird, es müßte denn der personifizirte Aberglaube oder Unglaube selbst seyn. Der Genuß des Abendmahls wird allgemein für eine heilige Handlung anerkannt; auch ich halte ihn dafür. Doch da es leicht möglich ist, daß ich die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkt betrachte als viele, indem jeder, der nicht blos Nachbeter, sondern nur einigermaßen Selbstdenker ist, in Sachen des Glaubens, wenn er sie auch nicht gerade hin verwirft, doch seine besondere Meinung hegt: so wird es nöthig seyn, mich ausführlich hierüber zu erklären. Wenn der Geburtstag eines guten Fürsten von seinen Unterthanen gefeyert wird, so sucht jeder wahrhaft patriotisch Gesinnte alle häusliche und bürgerliche Sorgen an diesem frohen

Tage zu verscheuchen, um sich ganz der Freude hinzugeben, die in der Gewißheit liegt, einen Regenten zu besitzen, dem es mehr darum zu thun ist, von seinen Unterthanen geliebt und geachtet, als gefürchtet zu werden; der ein weiser und wohlthätiger Vater vieler Kinder, nicht aber ein tyrannischer Beherrscher vieler Sclaven ist. O! wer sollte, indem er auf das Wohl eines solchen Fürsten sein Glas leert, nicht in allem Ernst den Vorsatz fassen, der würdigste Unterthan desselben, das heißt, ein guter Bürger, ein rechtschaffener Gatte und Vater, mit einem Wort, ein tugendhafter Mann zu werden, wofern ihm sein Gewissen nicht sagt, daß er dies alles schon sey. Wie oft gedenken wir nicht an einen Freund, dessen Hintritt wir schon Jahre lang betrauren,

mit freudiger Wehmuth zurück! Es geht uns nahe, ihn nicht mehr zu besitzen; zugleich aber werden wir von dem frohen Gedanken ergriffen, ihn dereinst in verklärter Gestalt wieder zu finden.

Das Andenken guter und großer Menschen ist demnach ein heiliges Gefühl, welches der Allgütige eben so wenig absichtslos in uns legte als den ächten Patriotismus. Denn so wie wir durch diesen angefeuert werden, uns frühzeitig an Kenntnissen zu bereichern, um sie auf die Wohlfahrt des Vaterlandes anzuwenden, so wird durch jenes das Bestreben in uns erweckt, eben so gut, eben so groß zu werden, als die es waren oder noch sind, deren Andenken uns heilig ist. Nunmehr aber frage ich euch, ihr wahrhaft edeln und weisen Männer, denen es in Sachen der Wahrheit nicht

um Witz, und da, wo unpartheyische Prüfung gilt, nicht um Spottsucht zu thun ist, ob die Geschichte alter und neuer Zeiten wohl noch irgend einen Mann aufzustellen hat, welcher ganz mit dem zu vergleichen wäre, dessen Lehren man allgemein als die reinsten, vollständigsten und brauchbarsten für das ganze menschliche Geschlecht anerkannt hat, welches sie auch unstreitig bleiben werden, so lange die Erdbewohner keine Engel sondern Menschen sind. Der verewigte Knigge sagt in seinem geistreichen und wahrheitsvollen Buche über Eigennutz und Undank, mit welchem er uns kurz vor seinem leider allzu frühen Hintritt beschenkte, daß Jesus von Nazareth ein größerer Menschenkenner gewesen sey als unsre heutigen Philosophen. Denn diese behaupten, daß

man aus Gehorsam gegen das Sittengesetz, nicht aber aus Neigung tugendhaft seyn müsse, und daß es durchaus dem reinen Moralprinzip entgegen sey, die Beförderung eigner Glückseligkeit zur Triebfeder seiner Handlungen zu machen. Er, der göttliche Lehrer, hingegen habe kurz und bündig gesagt: Thue das, so wirst du glücklich werden. Da es demnach eine unumstößliche Wahrheit ist, daß der, welcher uns den Weg Gottes, das heißt den Weg der Tugend und Glückseligkeit gehen hieß, der weiseste und beste der Menschen war; wessen Andenken könnte uns wohl heiliger seyn als das seinige? Er setzte das Abendmahl zu seinem Gedächtniß ein; für wen aber that er dies? Für seine Jünger. Wen meynte er nun wohl hiemit? Etwa nur die Wenigen, so um

ihn waren? Gewiß nicht. Ueberzeugt von der Göttlichkeit seiner Lehre, war es ihm ein Leichtes vorauszusehen, daß sie sich gar bald verbreiten, immer weiter um sich greifen, und sich, sollte es auch erst nach Jahrtausenden geschehen, über die gesamte Menschheit ergiessen und alle glücklich machen werde. Hieraus ergiebt sich nun ganz klar, daß er nicht nur seine treuen Zeitgenossen, sondern auch die, welche in der spätesten Zukunft die Wahrheit seiner Lehren anerkennen und sie befolgen würden, für seine Jünger ansah. Mithin haben auch wir, denen der Geist des ächten Christenthums in aller seiner Reinheit bekannt ist, ein gegründetes Recht, uns als Jünger Christi zu betrachten, und das Abendmahl zu seinem Gedächtnisse zu genieſſen. Es soll uns daran erin-

nern, was er für das Beste der Mensch-
heit that und litt; es soll aber auch zu-
gleich den heiligen Vorsatz in uns er-
wecken, seiner Lehren eingedenk zu seyn,
das heißt mit jedem Tag besser zu wer-
den. In so fern wir nun alles dieses
dabey beobachten, ist es allerdings eine
der heiligsten Handlungen; auch bin ich
weit entfernt denjenigen, welcher den
öftern Gebrauch dieses Sakraments zum
Heil seiner Seele als nothwendig erach-
tet, geradehin für einen Heuchler zu er-
klären, indem ein unsträflicher Lebens-
wandel und eine strikte Beobachtung der
kirchlichen Gebräuche sich sehr wohl mit
einander vertragen. Dessen ungeachtet
aber unterstehe ich mich doch kühn zu
behaupten, daß man in der erhabensten
und vollständigsten Bedeutung des Worts
ein Christ seyn kann, ohne im mindes-

sten an dem sogenannten öffentlichen Gottesdienst Theil zu nehmen, und daß es hingegen Menschen genug giebt, die, wenn sie gleich keine Kirche, kein Abendmahl, mit einem Wort, nichts von alle dem versäumen, welches der Heuchler nur gebraucht, um seine Uebelthaten damit zu bedecken, und der leichtgläubigen Menge Sand in die Augen zu streuen, dennoch der Meister selbst, falls er sich dem menschlichen Geschlechte nochmals in sichtbarer Gestalt zeigen sollte, gar nicht für seine Anhänger anerkennen würde. Und wenn ein jenseitiges Gericht statt findet, wer wird alsdann vor den Augen des obersten Richters mehr gelten, der, welcher zwar die öffentlichen Gebräuche unterließ, aber dafür jeden Tag mit guten Handlungen und keinen mit einer bösen bezeichnete; oder der,

welcher entweder als ein heuchlerischer Betrüger im Herzen über alles spottete, öffentlich aber jede Ceremonie mitmachte, um die Schwachen zu überzeugen, daß er ein frommer Mann sey, oder selbst einfältig genug war zu glauben, daß er durch fleissiges Kirchengehen und Communiziren aller seiner Sünden entladen werde, und ungehindert neue begehen könnte, wofern er nur jenes nicht aus der Acht lasse? In der sichern Ueberzeugung, daß bey jedem, dessen Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit durch die Vernunft, welche dem Himmel sey Dank täglich mehr Anhänger bekommt, nur einigermaßen geläutert sind, die Beantwortung dieser Frage zum Vortheil des erstern ausfallen werde, knüpfe ich hier den abgerissenen Faden meiner Geschichte wieder an, wobey es mir von

Herzen leid thut, gerade auf etwas zu stossen, das mit der eben vollendeten Abhandlung einen so gewaltigen Contrast macht, als zwischen dem hellen Glanz der Sonne und dem dunkeln Schimmer einer Thranlampe statt findet. Wenn hier so eben von himmlischen, oder doch wenigstens von solchen Dingen die Rede war, welche gar nicht statt finden könnten, wenn der Glaube an ein zukünftiges Leben nicht in uns läge, so klebt dasjenige, wovon ich sogleich erzählen werde, nur um desto mehr am Irdischen.

Obschon unsre Geschäfte in Göttingen längst geendigt waren, so verweilten wir doch, trotz Jahreszeit und Vernunft, so lange in dieser Stadt, bis nicht nur unser geringer Vorrath an Gelde rein aufgezehrt war, sondern wir uns noch

vbendrein genöthigt sahen, einiges von unsern Effekten zu veräussern, um den Wirth, welcher ohnehin die Kreide nicht gespart hatte, befriedigen und abreisen zu können. Letzteres geschah am zwölf-

12. XII. ten December früh um fünf Uhr. Wir fuhren diesen Tag bis Aalfeld, und befanden uns am folgenden bey guter Zeit wieder in Hildesheim, woselbst ich (um nur über einen Zeitraum, an den ich nicht anders als mit großem Mißbehagen zurückdenken kann, schnell hinweg zu schlüpfen) am neun und zwanzigsten ein in Rücksicht der Einnahme sehr erbärmliches Concert gab, worüber sich zwar meine Leser wohl nicht wundern werden, wenn sie sich des vorhergehenden noch erinnern. Allerdings aber muß es ihnen um desto sonderbarer vorkommen, daß wir so thöricht seyn konn-

ten, etwas in einer Stadt zu unterneh-
men, wo es uns erst zwey Monate vor-
her nicht viel besser gegangen war. Doch
dergleichen Mißgriffe fielen damals in
unserm Benehmen nicht selten vor, und
mancher unsrer Reisepläne hatte mit der
gesunden Vernunft eben so wenig ge-
mein, als eine westphälische Dorfschenke
mit den drey Helmen zu Regensburg,
welchen der Wahrheitsfreund Nicolai
in seinen Reisen durch Deutschland und
die Schweiz das wohlverdiente Lob eines
guten Gasthofs beygelegt hat. Indeß
sah es mit unsern Finanzen von Tage
zu Tage schlimmer aus, und vor Die-
ben, denen es blos um Geld zu thun
gewesen wäre, waren wir sicher genug,
indem sie nichts würden gefunden haben
als leere Beutel, welche (wie der Baron

Trenk in einem seiner Gedichte sagt)
Niemand will noch stehlen mag.

Am sechsten oder siebenten Januar 1787 gieng mein Vater nach Hannover, theils um sich von einem seiner dortigen Bekannten so viel vorschiessen zu lassen, als nöthig seyn würde, in Hildesheim unsre Zeche zu bezahlen und fortzukommen; theils um in Hannover ein Concert zu veranstalten. Jenes erhielten wir bald; allein zu diesem war, als wir den elften anlangten, nichts weiter gethan worden, als die Erlaubniß genommen und der Tag bestimmt. Denn der Zettel, welcher das Publikum davon benachrichtigen sollte, ward erst am Abend des eben erwähnten Tages aufgesetzt. Gleichwohl sollte es doch schon am vierzehnten vor sich gehen, und gieng auch wirklich vor sich. Nimmt man nun zu dem

Umstand, daß der Zeitraum, in welchem es betrieben ward, für eine Stadt wie Hannover viel zu kurz war, noch den hinzu, daß wir hier im Grunde eben so thöricht verfuhren etwas zu unternehmen als zuvor in Hildesheim, so kann man sich nicht darüber wundern, daß es mißglückte, sondern vielmehr darüber, daß es noch so gerieth, um gegeben werden zu können.

Vierzehntes Kapitel.

Ankunft in preussisch Minden. Bekanntschaften daselbst. Einwurf, welcher mir bereits gemacht worden ist. Rechtfertigung dagegen. Meine unvorgreifliche Meynung über Empfehlungs-Schreiben und was sonst noch in diese Materie einschlägt, um reisenden Musikern zum Fingerzeig zu dienen.

Von Hannover reisten wir am fünfzehnten ab, übernachteten in Dören, und kamen am sechszehnten Vormittags in preussisch Minden an, wo der Gedanke, mich an einem Orte zu befinden, in welchem ich noch nie gewesen war, mein Herz mit neuen Hoffnungen belebte, die in der Folge bey der allgemeinen Liebe

zur Musik, welche nicht nur in preuſ-
ſisch Minden, ſondern in den meiſten
Städten Weſtphalens ſchon damals herr-
ſchend war, zur völligen Gewißheit über-
gieng. Im Gaſthofe, wo wir einkehr-
ten, befand ſich täglich Geſellſchaft; und
da in derſelben ein munterer, freyer
und offener Ton obwaltete, ſo konnte es
uns nicht fehlen, daß wir gar bald die
angenehmſten Bekanntſchaften machten.
Den Tag nach unſrer Ankunft wurden
wir zu einem freundſchaftlichen Concert
eingeladen, in welchem wir die haupt-
ſächlichſten Muſik-Liebhaber der Stadt
beyſammen fanden, von denen ich ſo-
gleich diejenigen namhaft machen werde,
mit welchen ich, als ich in ſpätern Jah-
ren zu Minden wohnhaft war, auf einem
vertraulichen Fuß lebte. Als Tonkünſt-
ler von Profeſſion muß ich zwar mit

einem solchen den Anfang machen, wenn er gleich nicht zu den Ebenerwähnten gehört, indem er bald nach unsrer ersten Entfernung aus Minden gleichfalls diese Stadt verließ, und sich nach Berlin begab, wo er bey der Kapelle angestellt wurde, und ich ihn im Jahr 1791 wieder fand. Zur Zeit aber, da ich in Minden seine Bekanntschaft machte, dirigirte er das dortige Winter-Concert. Uebrigens hat er durch verschiedene musikalische Arbeiten, welche meines Wissens in Symphonien und Cantaten bestehen, sich als ein Mann gezeigt, der des großen Namens, welchen er führt, nicht unwürdig ist, was in der That schon etwas sagen will, denn er ist ein Neffe des unsterblichen Carl Philipp Emanuel Bach.

Nun zu den Uebrigen. Der Stadt-

Direktor Radert, ein ziemlich guter Violonschellspieler als Dilettant, und überhaupt nicht nur ein leidenschaftlicher Musikfreund, sondern auch ein Mann von seltenen Geistesgaben, dessen Andenken mir in jeder Hinsicht schätzbar ist. Doch auch ihn kann ich nicht zu den Obenerwähnten zählen; denn als ich mich im Jahr 1796 bey meiner Ankunft in Minden sogleich nach ihm erkundigte, hatte er schon das Reich der Lebendigen verlassen. Diejenigen also, auf die ich mich hier zuerst bezog, und welche meines Wissens noch leben, sind erstlich der damalige Lieutenant und nunmehrige Major Grabofski, zweytens der Regierungsrath Böhmer, und drittens der Controleur Kirschstein. Von diesen dreyen haben die beyden erstern die Violine zu ihrem Instrument erwählt, letz-

terer aber singt und spielt das Violonschell, beydes als Liebhaber, recht gut. Endlich fand ich hier noch einen Regierungsrath, Namens Wiedekind, welchen ich aus einem doppelten Grunde von den übrigen absondern muß, erstlich weil er in der Folge auf eine ausgezeichnete Weise mein Freund ward, und zweytens weil er vor einigen Jahren die Gesellschaft mit den Menschenkindern aufhob und zu Wesen höherer Art hinübergieng. Er war der Magnet, welcher mich einst nach Minden zog, um dort meinen Wohnsitz aufzuschlagen, und sein Tod war der wichtigste Grund mich wieder aus dieser Stadt hinweg zu begeben. In jeder Gesellschaft, wo ich mich vordem befand, war auch Er; wie konnte ich also nun wohl nach seinem Hintritt in irgend einem Mindener Zirkel

mehr frohes Herzens seyn? Denn allents halben vermißte ich den Umgang meines Freundes; und da er überdies von allen Bewohnern Mindens geliebt war, so trug dies nicht wenig bey, das Gespräch sogleich auf ihn zu lenken, wodurch natürlicher Weise aller Herzen zu banger Wehmuth hingerissen wurden. Beynahe hätte ich vergessen zu sagen, daß auch Er der Tonkunst mit Leidenschaft ergeben, und, als Liebhaber betrachtet, ein ziemlich guter Flötenspieler war. Als ich mich im vorerwähnten freundschaftlichen Concert vor den hier angeführten Männern hatte hören lassen, berathschlagten sie sich sogleich, ein öffentliches Concert für mich zu veranstalten, welches dann auch am ein und zwanzigsten zu Stande kam. Es war von so guter Beschaffenheit, daß ich dadurch mit dem

Zustande eines reisenden Musikers, mit welchem ich noch gerade ein wenig unzufrieden zu werden anfieng, wieder in etwas versöhnt wurde, wozu noch besonders die freundschaftliche Aufnahme, so mir in Minden zu Theil ward, nicht wenig beytrug. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ich mich auf meinen Reisen weniger Städte zu erinnern weiß, in denen ich vergnügtere Tage zugebracht hätte als hier. Ich bin ein Freund der Humanität; wo diese herrscht, da ist mein Element; doch wo es an dieser gebricht, fürwahr da möchte ich lieber todt als lebendig seyn. Da wir von verschiedenen hörten, daß der regierende Graf zu Bückeburg ein großer Musikfreund sey, und daß auch das dortige Publikum die Tonkunst zu schätzen wisse, so beschloßen wir einen Abstecher dahin zu

machen; denn wir mußten wieder nach Minden zurückkehren, indem der Plan, welchen wir uns vorgesetzt hatten, darauf hinauslief, zunächst Westphalen zu durchreisen, sodann in die Rheingegenden zu gehen, daselbst den Sommer zuzubringen, und für den folgenden Winter die Schweiz zum Gegenstand unsers Aufenthalts zu machen, oder (wie wir es unter uns bisweilen scherzweise nannten) in Contribution zu setzen, welches denn auch alles, wie der weitere Erfolg lehren wird, geschehen ist.

Am zwey und zwanzigsten gieng mein Vater nach Bückeburg, um dort unser Geschäft zu betreiben; und da wir an verschiedene würdige Männer empfohlen waren, unter denen sich der Kapellmeister Bach, der Vater des damaligen Minder Musikdirektors, besonders aus-

zeichnete, so war es den Meinigen ein Leichtes, die Sache zu Stande zu bringen. Er ließ uns also am vier und zwanzigsten nachkommen. Am fünf und zwanzigsten spielte ich bey Hofe, und erhielt vier Dukaten zum Geschenke. Am sechs und zwanzigsten gab ich ein öffentliches Concert, welches für das Verhältniß einer so kleinen Stadt sehr ansehnlich war. Uebrigens wüßte ich von Bückeburg weiter nichts hinzuzufügen, als daß daselbst, so viel ich während der kurzen Zeit meines Aufenthalts habe wahrnehmen können, ein munterer, geselliger Ton zu herrschen schien. Auch die Stadt an und für sich gefällt mir, in so fern ich als ein Blinder hierüber urtheilen kann, ausnehmend wohl; besonders ist das Straßenpflaster von besserer Beschaffenheit, als ich es in mei-

nem lieben Vaterlande, obschon sich dies mit jedem Jahre vergrößert, irgendwo gefunden habe.

Um nun aber gegen meinen einmal festgesetzten Plan nicht zu verstoßen, so will ich, bevor ich weiter gehe, meine Gedanken über den ebengenannten Kapellmeister Bach in wenigen Worten zu erkennen geben. Ich glaube demnach, daß er in Vergleichung mit Carl Philipp Emanuel nicht so ganz die Feuerprobe aushalten würde; indeß stehen beyde gewiß nicht so weit aus einander, daß man sie nicht sogleich für Brüder erkennen sollte. Was die musikalischen Werke des Bückeburgers betrift, so ist ihre Anzahl bey weitem nicht so beträchtlich als die Menge derer, welche wir dem Genius des Hamburgers zu verdanken haben. Auch vermißt man in ihnen

zwar nicht die Gründlichkeit, wohl aber jene Leichtigkeit und Gefälligkeit des Styls, jenen Reichthum der Gedanken, womit die Werke des Letztgenannten sich von allen übrigen des damaligen Zeitalters so vortheilhaft auszeichneten. Endlich herrschte in seinem Spiele nicht jene Zartheit der Empfindungen, nicht der kühne Geist, nicht das allbelebende Feuer, womit einst Hamburgs Orpheus sich aller Herzen zu bemeistern verstand: dessen ungeachtet aber war er, als theoretischer sowohl als praktischer Künstler, doch immer ein Mann, an dem man es durchaus nicht verkennen konnte, daß der Geist seines großen Vaters, welchen man wohl mit Recht den Vater der reinen Harmonie nennen kann, sich auch ihm im reichen Maaße mitgetheilt hatte.

So bald das Concert in Bückeburg geen-

digt war, kehrten wir wieder nach Minden zurück. Hier hatten meine obengenannten Gönner während unsrer Abwesenheit ein zweytes Concert veranstaltet, welches ich am acht und zwanzigsten gab.

Doch ich sehe mich nunmehr genöthigt, Minden und meine dortigen Freunde auf eine lange Reihe von Jahren zu verlassen, und zu erzählen, was sich während dieser Zeit an so manchem andern Orte mit mir zutrug. Es wird mir allerdings schwer, mich von jenen so schnell wieder zu trennen, und ich könnte noch mancherley über sie hinzufügen, was Dankbarkeit, Hochachtung und die Gefühle froher Rückerinnerung mir eingeben; folgender Umstand aber heißt mich es unterdrücken. Als ich den ersten Theil meiner Geschichte geendigt hatte, ließ ich mir ihn vorlesen, um das Urtheil

meiner Begleiter zu vernehmen. Es fiel in der That besser aus, als ich zuvor dachte, daß es ausfallen würde, denn in den meisten Stücken waren sie noch so ziemlich zufrieden mit mir. Das Einzige, welches sie mir beynahe zu einem unverzeihlichen Fehler anrechneten, bestand darin: daß ich mich (wie sie sagten) über Personen, deren Name in der Welt nicht allgemein bekannt sey, zu weitläuftig verbreitet hätte. Ich gab natürlicher Weise meine Gegengründe hierüber zu erkennen; allein sie fruchteten wenig. Mögen diejenigen, zu deren Lobe du so viel Wortgepränge machst, immerhin die besten Menschen seyn, die es unter dem Monde giebt; mögen sie dir auch so viel Freundschaft erzeigt haben als ein Sterblicher nur dem andern erzeigen kann, so sind sie Dir dadurch

allerdings interessant, nicht aber dem Leser, denn dieser kennt sie nicht; folglich können ihm die allzu gedehnten Tiraden über sie nur Langeweile, keineswegs aber Vergnügen verursachen. Dies ungefähr war es, was mir meine Begleiter erwiderten, und ich sah mich bey näherer Prüfung freylich genöthigt, ihnen einigermaßen Recht zu geben *). Allein was sollte ich machen? Ich befand und befinde mich noch gegenwärtig hier in einem Kollisionsfall. Sage ich über Menschen, die mir Wohlthaten erzeigt haben, alles dasjenige, was mein

*) Der Herausgeber tritt ihnen mit seiner Stimme bey, hat sich aber nicht erlauben können noch wollen, den Empfindungen des Verfassers, wenn sie auch zuweilen mit seiner Dankbarkeit durchgehen, in die Zügel zu fallen.

Herz mir eingiebt, so muß ich allerdings befürchten, vielen meiner Leser langweilig zu werden; unterlasse ich es, so erscheine ich in den Augen aller meiner Gönner und Freunde, ja selbst in meinen eignen, als ein Undankbarer. Da ich nun aber den Grundsatz hege, daß man von zweyen Uebeln immer das kleinste wählen müsse, so halte ich es für besser, bisweilen ein wenig langweilig zu seyn, als den Verdacht des Undanks auf mich zu laden. Alles, was ich daher in dieser Hinsicht versprechen kann, besteht darin, daß ich inskünftige bey ähnlichen Fällen weniger weitläuftig verfahren werde, als es bis jetzt geschehen ist. Ich weiß gar wohl, wie sehr mir die Gabe einer kurzen Darstellung mangelt, und werde mich daher in allem Ernst bestreben, sie wo möglich zu erlangen.

Ich gehe nunmehr zu einer andern Materie über, der ich jedoch die Bemerkung vorausschicken muß, daß sich in Minden so viele wackere Männer meiner annahmen, ungeachtet ich an keinen derselben empfohlen gewesen war. Dieser Umstand giebt mir Gelegenheit, etwas über Empfehlungsschreiben zu sagen. Die Mittheilung dessen, was ich durch zwanzigjährige Erfahrung über diesen Gegenstand eingesammelt habe, dürfte doch vielleicht für reisende Musiker von einigem Nutzen seyn.

„Sie bedürfen keiner Empfehlung, Ihre Kunst empfiehlt sich selbst.“

Dies war der schmeichelhafte Ausspruch so manches Biedermannes, den ich um eine Empfehlung ersuchte; auch kann man nicht in Abrede seyn, daß dieser Ausspruch viel Wahres enthält.

Denn hat der Künstler einmal die öffentliche Meynung für sich, so ist ihm dies allerdings die beste Empfehlung. Dessen ungeachtet aber bin ich weit entfernt zu behaupten, daß selbst der berühmteste Meister nicht noch besonderer Empfehlungen benöthigt seyn sollte, hauptsächlich an Orten, die er zum ersten Male betritt. Hier sind sie ihm im Gegentheil unentbehrlich. Erstens erhält er besonders in vornehmen Häusern durch sie leichter Zutritt als ohne sie; zweytens kann er von dem, welchem er empfohlen ist, mehr begehren als von dem, welchem er sich selbst empfiehlt. Hier muß er sein eigner Fürsprecher seyn, und kann sich allenfalls noch auf den allgemeinen Ruf stützen, wenn er anders schon so glücklich ist ihn gegründet zu haben; dort hingegen ist die Fürsprache im

Briefe, welchen er überreicht hat, ihm schon vorausgegangen, und er braucht nur noch hinzuzusetzen: Se. Excellenz in A. hätten ihm noch mündlich die Versicherung gegeben, daß Se. Eminenz in B. als ein anerkannter Unterstützer der Kunst gewiß alles für ihn thun würden, was möglich wäre — und die Sache ist richtig. So weit erstrecken sich ungefähr die Vortheile, welche für reisende Tonkünstler aus Empfehlungsschreiben erwachsen, weiter aber auch nicht; denn wer sich nicht aus eignem Antrieb eines Virtuosen annimmt, der wird schwerlich durch eine Empfehlung dazu bewogen werden. Von dieser Wahrheit bin ich so oftmals überführt worden, daß ich fast Willens wäre, sie für eine Regel ohne Ausnahme gelten zu lassen. Viele, mit denen mich der bloße Zufall in

Bekanntschaft setzte, nahmen sich meiner aus allen Kräften an; viele hingegen, denen ich auf das dringendste empfohlen war, thaten nichts für mich. Dessen ungeachtet wäre es die schwärzeste Verläumdung, die ich mir je könnte zu Schulden kommen lassen, wenn ich behaupten wollte, daß ich nicht auch sehr vielen würdigen Männern empfohlen worden wäre; aber selbst diese würden, gerade weil sie es waren, gewiß nicht minder zu meinem Vortheil gewirkt haben, wenn ich sie zufälliger Weise hätte kennen lernen, als sie es durch Empfehlungsschreiben thaten.

Diejenigen Punkte, worauf es bey Empfehlungen besonders ankömmt, sind 1) ihre Beschaffenheit selber, 2) von wem sie kommen, und 3) an wen sie gerichtet sind. Was den ersten Punkt

betrift, so könnte man ihn dem Scheine nach für den wichtigsten halten; vielfältige Erfahrung aber hat mich überzeugt, daß er gerade derjenige ist, der in der Sache am wenigsten thut. Ich habe verschiedene Empfehlungsbriefe in Händen gehabt, welche von so jämmerlicher Beschaffenheit waren, daß meine Begleiter nicht selten Bedenken trugen sie zu überreichen, und dennoch thaten sie wider Vermuthen die beste Wirkung. Andre hingegen waren in einem so geistreichen und herzlichen Tone abgefaßt, und enthielten so viel Schmeichelhaftes für mich, als nur immer zum Lob eines Menschen gesagt werden kann, und gleichwohl blieben sie fruchtlos. Beynahe hätte ich Lust mich von der Laune hinreissen zu lassen, und von jenen einige Fragmente beyzufügen, woran sich gewiß

meine Leser belustigen würden. Allein ich unterdrücke diesen Hang zum Muthwillen, da er hier am unrechten Orte angebracht wäre. Denn in der That scheint es mir unedel, Menschen gerade da von der lächerlichen Seite darzustellen, wo zwar die Beweise ihres Mangels an Kopf, aber doch auch die ihres guten Willens zu erkennen sind. Daß ich nicht niederträchtig genug seyn würde, ihre Namen zu nennen, versteht sich zwar ohnehin; aber selbst bey deren Verschweigung wäre es dennoch immer unrecht. Denn wie leicht könnten diese durch einen oder den andern unvorhergesehenen Umstand ruchtbar werden? Und sollte auch dies nicht geschehen, so würden doch die, welche ich meynte, dadurch daß ich aus Hang zur Satyre öffentlich wiederholte, was sie einst aus gutem Willen geschrie-

ben, sich sehr beleidigt finden, und so hätte ich mir Feinde zugezogen, welches, wenn es nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern blos um die Spottsucht lachlustiger Leser und nebenher auch meine eigne zu kitzeln geschehen sollte, nun eben meine Sache nicht ist.

Ueber den zweyten Punkt habe ich nichts weiter zu erinnern, als daß es, wie auch schon die gesunde Vernunft mit sich bringt, in der Regel zweckmäßiger sey, von Vornehmern an Geringere empfohlen zu werden, als umgekehrt. Ich sage in der Regel, denn Ausnahmen finden hier allerdings häufig statt.

Der dritte meiner Punkte ist endlich derjenige, worauf das Meiste ankömmt, und worin gleichwohl so viele andere Männer aus Mangel an Welterfahrung noch sehr im Irrthum liegen. Immer

bereit andere nach sich zu beurtheilen, halten sie jeden für edel, weil sie es selbst sind. Sie, denen jede Gefälligkeit eigen, jede Art des Undanks fremd ist, können, da sie noch nicht oft genug von schlechten Menschen hintergangen worden sind, freylich nicht begreifen, warum andere nicht eben so seyn sollten wie sie; daher glauben sie oftmals Wunder wie gut sie einen Künstler empfehlen, indem sie ihn an Leute adressiren, denen sie Gutes erzeigt haben. — „Der Mann, an welchen dieser Brief gerichtet ist, wird Ihnen auf jeden Fall mit Rath und That behülflich seyn; und gesetzt auch, daß er nicht von freyen Stücken etwas für Sie thun wollte, so könnte er meinetwegen nicht anders, indem er mir gar zu viele Verbindlichkeiten schuldig ist.“ — Mit solchen Worten

begleitete mancher Menschenfreund das Empfehlungsschreiben, welches er mir darreichte; allein was lehrte der Erfolg? Nichts weiter, als daß es einen Undankbaren mehr in der Welt gäbe. Ich meines Theils würde, wenn mich ein Künstler um Empfehlungen anspräche, sie ihm nur an solche Personen ertheilen, von denen ich selbst Freundschaftsbezeugungen empfangen hätte, und ich bin überzeugt, daß ich auf diese Weise nie meines Zwecks verfehlen würde.

Ich glaube nunmehr mich hinlänglich über diesen Gegenstand verbreitet zu haben, um dasjenige, was allenfalls noch hinzuzusetzen wäre, dem eignen Nachdenken des Lesers überlassen zu können. Jetzt nur noch einige kleine Winke, aus denen reisende Musiker ersehen mögen, mit was für Leuten sie es zu thun haben.

Ich will, um der Sache ein leichtes Gewand zu geben, drey fingirte Personen nach einander zu einem Künstler reden lassen, und sie mit A, B und C bezeichnen.

A. „Ich kann es in der That nicht begreifen, wie Menschen auf den thörichten Einfall gerathen können, Virtuosen hieher zu rekommandiren, da man es doch allgemein wissen sollte, daß hier durchaus für keinen etwas zu machen ist. Wenn ich Ihnen als Freund rathen soll, so fangen Sie um Gottes-willen nichts an; denn die Sache ist hier mit ungeheuern Schwierigkeiten und Kosten verknüpft, und selten geschieht es, daß ein Künstler mehr einnimmt, als hinlänglich ist die Talglichter zu bezahlen. Nicht wahr, Sie sind gestern

hier angelangt? Machen Sie ja, daß Sie wieder wegkommen.“

Oefters hat ein solcher A. nicht unrecht, und meynt es wirklich gut. Auf jeden Fall thut der Künstler, wenn er nämlich an dem Ort, wo er ihm empfohlen ist, keinen andern Kanal aufzufinden weiß, immer am besten daran, seinem Rath zu folgen. Nicht selten aber ergiebt es sich auch, daß Trägheit, oder wenn der Herr A. oder dessen einheimischer Busenfreund etwa selbst ein Musikus ist, und im schlimmsten Falle mit dem durchreisenden einerley Instrument traktirt, daß Kabale und Mißgunst ihn so reden heissen. Im nämlichen Orte befindet sich zuweilen ein wackerer C., welchem die Kniffe und Ränke des Herrn A. gar wohl bekannt sind. Dieser erfährt zufälliger Weise, daß sich ein fremder

Künstler in der Stadt befinde; er suche ihn in seiner Wohnung auf, findet ihn reisefertig, bringt ihn auf andere Gedanken, sagt ihm mit kurzen Worten, daß der Herr A. ein Kabalenschmid sey, leistet ihm endlich das Versprechen für alles zu sorgen, und die Sache bekömmt mit einem Male eine ganz andere Gestalt. Alles dieses sind Dinge, welche nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus dem großen Buche der Erfahrung entlehnt sind. Doch hören wir nun auch den zweyten unsrer idealischen Herren an.

B. „Sie sind also gesonnen hier Concerte zu geben. Viel Liebhaberey für die Kunst herrscht freylich nicht in unsrer Stadt; Sie aber sind längst durch den allgemeinen Ruf bekannt; dies wird hoffentlich eine Ausnahme machen. Was ich zu Ihrem Vortheil beytragen kann,

werde ich sehr gerne thun. Auf mich und die Meinigen können Sie sichere Rechnung machen, indem wir nie die Gelegenheit versäumen einen Künstler zu hören. Nur wird es vor allen Dingen nöthig seyn, daß Sie sich zum Herrn Präsidenten verfügen; denn der ist sehr streng, und schon mehreren durchreisenden Virtuosen, die es gewagt Concerte zu geben, ohne ihn zuvor um Erlaubniß zu bitten, ist diese Vernachläßigung theuer zu stehen gekommen. Alsdann müssen Sie mit dem Gastwirth Krug, in dessen Hause gewöhnlich die Concerte gehalten werden, Rücksprache nehmen. Er ist freylich ein wenig massiv, und läßt sich seinen Saal sehr theuer bezahlen, und thut gleichwohl rar damit, als ob er ihn um Gotteswillen hergäbe. Doch Sie werden ja sehen, wie Sie

mit ihm zurechte kommen. Wegen der Begleitung sprechen Sie nur mit dem Stadtmusikus, und da es hier nun einmal Sitte ist, einen Zettel zur Unterschrift herumgehen zu lassen, so schicken Sie nur zum Lohnbedienten Müller. Dieser ist schon dreyssig Jahre hier, und kennt jedes Haus; er ist freylich ein wenig langsam, aber wir haben nun hier einmal keinen andern Menschen, der füglich zu diesem Geschäfte zu gebrauchen wäre.“ —

Wer den Künstler auf diese oder ähnliche Weise anredet, von dem kann er schon beynahe mit Gewißheit voraussehen, daß er weiter keine sonderliche Kunde von ihm nehmen werde; und doch ist ein solcher B. hundertmal mehr werth als der vorhergehende A. Jener thut freylich nichts für uns, aber er

zeigt uns doch wenigstens Mittel und Wege, wie wir es anfangen können selbst auf unsern Vortheil zu denken; da hingegen dieser es sich recht angelegen seyn läßt, uns sogleich alle Hoffnung zu benehmen, damit wir uns nur recht bald wieder von dannen machen mögen. O weh uns armen Künstlern, wenn jeder, dem wir ein Empfehlungsschreiben überbrächten, ein A. wäre! Dann müßten wir das liebe Concertgeben bald an den Nagel hängen; und wollten wir dem ungeachtet Musik zu unserm Nahrungszweig beybehalten, so bliebe uns nichts weiter übrig, als ehrsame Schnurranten zu werden.

Doch es komme nunmehr, um das Kleeblatt zu vollenden, der Dritte an die Reihe. C. „Es freut mich ungemein, daß ich endlich so glücklich bin,

Sie als einen Mann, von dem das allgemeine Urtheil der Kenner schon so viel Gutes gesagt hat, persönlich kennen zu lernen, und daß mein sehnliches Verlangen Sie zu hören nun bald in Erfüllung gehen wird. Wann denken Sie Ihr Concert zu geben? Ich dächte je eher je lieber. Setzen Sie nur ein Circkular zur Unterschrift auf, und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.“ —

Der Künstler, dem eine solche Anrede nicht anders als erfreulich seyn kann, dankt vorläufig, empfiehlt sich dem Manne, welchen er schon im Herzen für einen Menschenfreund erklärt, eilt seiner Wohnung zu, und setzt sich an den Tisch, um den Aufsatz zu verfertigen. So eben ist das letzte Wort geschrieben — es klopft Jemand — herein! — die Thür wird geöffnet, es ist der biedere C. Wir

wollen doch ein wenig lauschen, ob wir nichts von seinen Worten vernehmen können. Er hat noch Jemand bey sich, wer mag das seyn? Doch stille, wir werden es hoffentlich von ihm selbst hören.

C. „Haben Sie Ihren Aufsatz schon fertig? — Das ist ja recht schön. Geben Sie ihn nur diesem Menschen, und fügen Sie eine Anzahl Billets bey. Nun mein guter Freund, (indem er sich zum Concertdiener wendet) kann er den Anfang machen. Daß er mir aber ja recht fleissig ist, und keine Herrschaft vorbeygeht! Denn wofern ich das Gegentheil erfahre, so wird er nie wieder zu diesem Geschäft gebraucht, darauf kann er sich verlassen. Sollten etwa einige sich zur Unterschrift weigern, wie das wohl sonst bisweilen geschieht, so mache er

ihnen nur mein Compliment, und sage, ich liesse sie recht schön bitten hier eine Ausnahme zu machen, denn so einen Künstler bekämen sie nicht alle Tage zu hören.“ — Der Concertdiener geht ab. C. spricht weiter: „Nunmehr, mein Bester, ist alles so weit in Richtigkeit gebracht. Von der Regierung habe ich bereits die Erlaubniß bewirkt; sie kann freylich auf keinen Fall verweigert werden, indem die Musik zu den freyen Künsten gehört; allein man thut hierin doch lieber etwas zu viel als zu wenig. Auch wegen des Ressourcen-Saales habe ich mit den Vorstehern gesprochen. Sie haben weiter keine Auslagen dabey, als für Heitzen, Beleuchtung und ein kleines Trinkgeld an die Frau, die den Saal rein macht. Auch das Orchester wird Ihnen wenig kosten, indem es grösten-

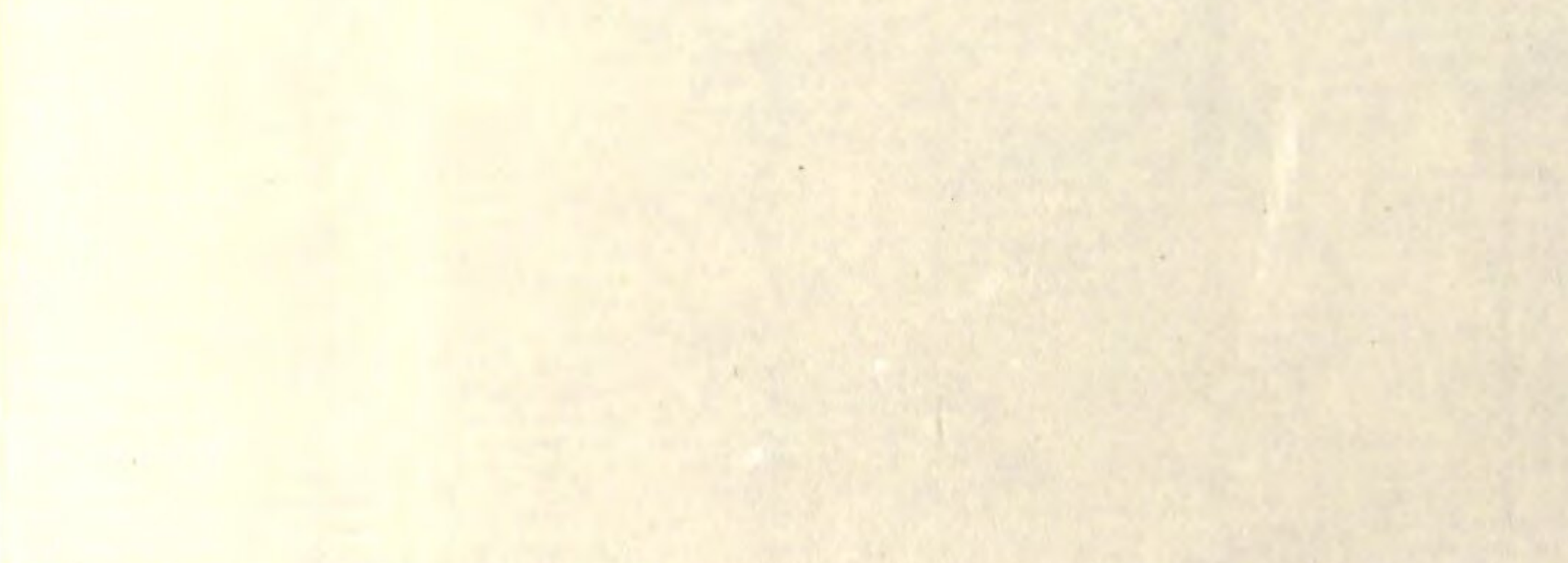
theils aus Liebhabern besteht, welche sich sämtlich ein Vergnügen daraus machen Sie zu accompagniren. Sie haben also bey der ganzen Sache nichts weiter zu thun, als daß Sie (welches allerdings das Wichtigste ist) Ihr Auditorium, das hoffentlich sehr zahlreich werden wird, mit Ihren Zaubertönen regaliren. Wollen Sie jedoch bey der Kasse gegenwärtig seyn, um Ihr Geld selbst einzunehmen, so steht auch dies in Ihrem Belieben. Ich, an Ihrer Stelle, würde es thun. Unser Concertdiener, der gewöhnlich dieses Geschäft übernimmt, hat zwar allgemein den Namen eines ehrlichen Mannes; allein im Grunde kann man doch keinem ins Herz sehen.“ —

Was erwiedert nun aber der Künstler auf alles dies? Was ihn nur immer

gesunken ist, das reine Gold der Bie-
derkeit gegen die falsche Scheidemünze
des Undanks einzutauschen! Ein solcher
entehrt den Namen eines Künstlers, so
wie er durch seine Gestalt den eines
Menschen usurpirt. Leider giebt es zur
Schande für die Kunst solcher erbärm-
lichen Geschöpfe in Menge unter uns. —
Doch nein, ich irre sehr! unmöglich
können sich solche Unholden unter uns
finden; ich wenigstens bin zu stolz mich
mit so einem Afterwesen in gleichen
Rang zu setzen, und sollte ich auch der
elendeste Stümper gegen ihn seyn. Daß
nun aber jeder Künstler, der zugleich
Mensch ist, in diesem Punkt eben so
denken wird als ich, davon bin ich voll-
kommen überzeugt.

die süssen Empfindungen froher Dankbarkeit darauf erwiedern heissen. Worte der Wahrheit, welche sich durch die Zuversicht, mit der sie gesagt, durch die heitern und offenen Blicke, mit denen sie begleitet werden, sehr merklich von Schmeichelworten unterscheiden. Wohl dem Künstler, der dies erkennt und so einen Menschenfreund lebenslänglich verehrt; der nie seiner gedenken, nie von ihm reden kann, ohne von den lebhaftesten Gefühlen, von der heissesten Sehnsucht öfter in seine Nähe zu kommen, hingerissen zu werden. Ein dreyfaches Wehe aber rufe ich über einen jeden aus, der fähig ist, einem solchen Biedermann eine Bitte, deren Erfüllung in seinen Kräften steht, zu versagen, und sollte es auch mitten in der Nacht geschehen! Wehe jedem, der so tief

gesunken ist, das reine Gold der Bie-
derkeit gegen die falsche Scheidemünze
des Undanks einzutauschen! Ein solcher
entehrt den Namen eines Künstlers, so
wie er durch seine Gestalt den eines
Menschen usurpirt. Leider giebt es zur
Schande für die Kunst solcher erbärm-
lichen Geschöpfe in Menge unter uns. —
Doch nein, ich irre sehr! unmöglich
können sich solche Unholden unter uns
finden; ich wenigstens bin zu stolz mich
mit so einem Afterwesen in gleichen
Rang zu setzen, und sollte ich auch der
elendeste Stümper gegen ihn seyn. Daß
nun aber jeder Künstler, der zugleich
Mensch ist, in diesem Punkt eben so
denken wird als ich, davon bin ich voll-
kommen überzeugt.


uchhandlung
HR. SCH\
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dulon, Friedrich Ludwig, 1769-1826

Dulons des blinden Flötenspielers Leben und Meynungen

Bd.: 2. 1808. - 451 S.

Zürich 1808
Mus.th. 4680-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10600081-5